

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 188 Sommer 2018

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



GLAUBEN WIR AN UNSERE ZUKUNFT?



Guillaume Bruère, 16.02.2018, Ölkreide, Buntstift und Aquarell auf Papier, 70x50cm. Courtesy des Künstlers

„En dehors de moi cette chose n'est pas faite“

Der Titel, den der französische Künstler Guillaume Buère über seine in der QL-Galerie präsentierten Werke schreibt, legt eine Spur zu deren Verständnis: Es ist eine Art von Anverwandlung historischer Kunstwerke, eine fiebrig-emotionale Verheutigung, die bewusst darauf abzielt, keine Distanz zu den BetrachterInnen aufzubauen, sondern sie buchstäblich ins Bild zu ziehen. „Ich bin da, und es malt in mir“, sagt er über den Malakt vor Originalen im Museum, in dem er sich ganz der Unmittelbarkeit der Begegnung überlässt. Ohne religiöse Fragen und Beschäftigung mit dem Glauben aufgewachsen und erzogen, kam für ihn erst über das künstlerische Gestalten und die Frage des Verhältnisses des Materiellen zum Immateriellen auch die Frage nach dem Spirituellen und nach Gott ins Spiel. Anlässlich des 800-Jahr-Jubiläums der Diözese Graz-Seckau hat er sich vom religiösen Bilderbe dieses Landes inspirieren lassen. Am Cover dieser Ausgabe von Denken+Glauben und auf der Bildseite sind Aneignungen biblischer Szenen mittelalterlicher Glasmalerei der in der Alten Galerie des Universalmuseums Joanneum entstandenen Werkserie zu sehen.

Die Ausstellung Guillaume Bruère, „En dehors de moi cette chose n'est pas faite“ ist im Rahmen der von Heimo Kaindl, Alois Kölbl und Johannes Rauchenberger kuratierten Ausstellung „Last & Inspiration“ bis Ende August in der QL-Galerie, Leechgasse 24, zu sehen.

Editorial

„In Wirklichkeit, und dem entgegen, was viele heutigen Tages verkündigen, sind die Werke der Vergangenheit, die unsere Kultur ausmachen, nur in dem Maße vorhanden und mächtig, als sie statt zu überschatten, uns erleuchten, statt eine Last zu sein, uns beflügeln.“

Philippe Jaccottet



„Die Zukunft war früher auch besser“, – dieser von Karl Valentin überlieferte Satz scheint pointiert auch das Lebensgefühl der westlichen Gesellschaft im zweiten Jahrzehnt des

21. Jahrhunderts zusammenzufassen. Kirche als lebendige Glaubensgemeinschaft ist in diesen Zeithorizont hineingestellt. So steht über der Feier des Jubiläums „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“ im Jahr 2018 auch eine sehr grundsätzliche Frage: „Glauben wir an unsere Zukunft?“ Sie will nicht Weltuntergangsstimmung suggerieren oder den Rückzug in eine kirchliche Sonderwelt propagieren, sondern setzt bei der konkreten Lebenswelt an und sagt im Fragemodus, dass es nicht um vorschnelle Antworten, sondern nur um ein gemeinsames Nachdenken über die Grenzen kirchlicher Verfasstheit hinaus gehen kann. So sind analog zur Anzahl der Jahrhunderte acht Fragen entstanden, die nach dem Zusammenleben, nach Gerechtigkeit, nach Glaube, Toleranz, aber auch Konfliktfähigkeit und Solidarität fragen.

Über der Jubiläumsausstellung „Last und Inspiration“ im Priesterseminar, im Diözesanmuseum, im Mausoleum und in der QL-Galerie steht als Motto die Deuteperspektive des Dichter-Philosophen Philippe Jaccottet, die Werke der Vergangenheit „*nicht als Schatten, sondern als Erleuchtung; nicht als Last, sondern als Flügel*“ wahrzunehmen. Sie fordert nicht zu einer Verherrlichung der Vergangenheit auf, sondern versteht sich als Einladung zur Besinnung auf die Wurzeln, die auch für ein Morgen tragfähig sind und leben lassen. Der Blick nach vorne ist ohne die Vergewisserung auf ein identitätsstiftendes Woher nicht möglich, das der Aktualisierung und Adaptierung für den jeweils aktuellen Gesellschaftshorizont bedarf.

Wir haben Menschen aus ganz unterschiedlichen Fach- und Arbeitsbereichen gebeten, auf die Fragen des Diözesanjubiläums zu antworten, und auch sehr unterschiedliche – teils sehr persönlich gefärbte – Antworten erhalten. Ihnen ist in diesem Heft, das anlässlich des Jubiläums erstmals durchgehend in Farbe und im an den Fragenrhythmus angepassten Design einer Sonderausgabe erscheint, jeweils ein zeitgenössisches Kunstwerk aus der Jubiläumsausstellung vorangestellt. Wir greifen damit die Perspektive des zu Beginn des Jubiläumsjahres veröffentlichten „Zukunftsbildes“ der Katholischen Kirche Steiermark auf, das Orientierung für die Entwicklung der nächsten fünfzehn Jahre sein soll: „*Vom Leben der Menschen ausgehen*“, heißt es darin und damit ernst nehmen, dass die Kirche nicht von vornherein alle Antworten auf die Fragen der Menschen hat, sondern Antworten auf zentrale Lebensfragen nur gemeinsam gefunden werden können.

In diesem Sinn darf ich den Autor/inn/en herzlich für ihre Beiträge danken und eine anregende Lektüre der Antwort-Versuche auf die Jubiläumsfragen wünschen.

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

GLAUBEN WIR AN UNSERE ZUKUNFT?

„Die Sprache Gottes ist eine mehrzählige Sprache.“ (3)

Von Fulbert Steffensky

Wer hat die richtige Religion? (7)

Von Michael Schulz

Ist Armut unfair? (11)

Von Gottfried Schweiger

Rettet Schönheit die Welt? (15)

Von Christian Kircher

Gute Grenzen, böse Grenzen? (19)

Von Astrid Mattes

Muss ich heute Angst haben? (23)

Von Paul Zulehner

Wollen wir noch selbst denken? (27)

Von Martin Jäggle

Wie viel Macht hat eine schwache Kirche? (31)

Von Caroline List

KHG – AKTUELL (34)



Zlatko Kopljär, K16, Videostill, Video 10'42", 2012. © Kopljär

K16

„I'm digging a hole at the edge of Europe. It's a square hole of the unresolved deep history, workaday hole for the oblivion to trample down the everyday reality. The hole is deep", sagt der kroatische Performance-Künstler Zlatko Kopljär über seine Video-Arbeit „K16“. In einem quasi-sakralen Akt gräbt sich der Künstler als strahlende Lichtfigur selbst ein Loch, in dem er unter Orgelklang nach und nach verschwindet. Kopljärs radikal-ikonoklastische Performance ist eine eindringliche Auseinandersetzung mit Schuld und deren Verdrängung, indem er die Betrachter/innen als betörend strahlende Gestalt, die ort- und zeitlos im Boden versinkt, höchst emotional und subtil in eine meditative Gegenbewegung zu Paul Klees „Angelus Novus“ verstrickt.

„Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

Emmanuel Levinas

Von Fulbert Steffensky

Die Kirchen ehrt, wenn sie vom Evangelium die richtigen Fragen lernen. Es ehrt sie, wenn sie falsche Fragen und Überlegungen abwerfen und verlernen. Es ist Zeit, dass sie die lange mitgeschleppte Überzeugung zurücklassen, sie seien einmalig. Sie müssen ihre eigene Endlichkeit lernen. Nur eine Kirche, die ihrer eigenen Endlichkeit zugestimmt hat, ist dialogfähig. Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: Sie sind die allein Seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren und außerhalb von ihnen sind nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt von den Andersheiten zu säubern. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten heißt immer, bereit zum Eliminieren zu sein. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz – so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und

nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist zum Zwiegespräch fähig.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garant/inn/en der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott; in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen! In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz lautete: „Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen.“ Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin eine/r unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner eigenen

Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben oder in der anderen Konfession sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich. Gott spricht in Dialekten. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und beim jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als Freiheitsbewusstsein, die Gelassenheit und die Gewaltlosigkeit dem anderen Leben gegenüber stammen aus der Gewissheit, dass man selber nichts ist. Die Güte hat uns ins Leben gerufen und uns unsere Wahrheit geschenkt. Ich vermute, dass Toleranz nur da gelingt, wo man sich seiner selbst halbwegs gewiss ist. Man muss wissen, woher man kommt und wer man ist; man muss die eigenen Geschichten und die eigenen Lieder kennen. Es gibt eine hinfällige Toleranz, die aus resignativer Selbstschwäche entsteht; die aus dem Bewusstsein entsteht, es rentiere sich nicht, gegen etwas zu sein, weil man sich selbst verschwommen ist und weil man verzweifelt ist an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Eine auf andere wirklich bezogene, eine dialogische und starke Toleranz setzt Lebensgewissheit voraus; setzt also voraus, dass man sich selber kenntlich ist. Zur dialogischen Toleranz gehören Partner/innen, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind. Der symbiotische Wunsch, unter Verleugnung aller Unterschiede alle Grenzen niederzureißen, zerstört die Dialogfähigkeit. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem verhalten zu können. Auch das freundlichste Un-Wesen ist in der Gefahr, ein Unwesen für die anderen zu werden.

Was trennt die Protestant/inn/en und die Katholik/inn/en?

Vor einiger Zeit gab mir eine theologische Zeitschrift folgendes Thema: mit brennendem Herzen die eine Kirche wollen. Ich geriet mit dieser Thematik immer mehr in einen Konflikt: Will ich denn die *eine* Kirche? Was heißt „die eine Kirche“? Ist sie mir so wichtig, dass ich sie mit brennendem Herzen will? Wer redet mir da ein, die Einheit der Kirche sei noch nicht da? Vielleicht reiben wir uns eines Tages die Augen wie die Jünger nach dem Brotbrechen in Emmaus und sagen: „Brannte nicht unser Herz?“ War nicht schon lange da, was wir schmerzlich suchten – die eine Kirche? War

sie nicht da in dem einen Herrn und Bruder, der sie stärkt und tröstet? War sie nicht da in Oscar Romero und Martin Luther King und in deren Sehnsucht nach Gerechtigkeit? Ist sie nicht in uns, die wir in den verschiedenen Dialekten des Glaubens die Bibel lesen, die Geschichten der Tradition hören und die Lieder der Toten singen? Nein, der Skandal ist nicht, dass die eine Kirche noch nicht da wäre. Der Skandal ist die Behauptung, dass die Kirchen getrennt seien und man das Abendmahl nicht zusammen nehmen dürfe.

Was trennt die Kirchen eigentlich in ihrem Glauben?

Vielleicht sollte man zuerst die leichtere Frage stellen: Was trennt die Kirchen *nicht*? Die Kirchen sind nicht getrennt durch die verschiedenen Spielarten des Glaubens, die sich in ihren Traditionen entwickelt haben. Die einen bezeichnen in sieben Sakramenten, die anderen in zwei Sakramenten das Heil Gottes. Warum auch nicht? Die einen betonen die Kraft Gottes, die anderen notieren auch die Kräfte der Menschen. Warum auch nicht? Die einen sind bilder- und expressionsfreundlich, die anderen bilderskeptisch und wortfreundlich. Warum auch nicht? Es sind verschiedene Begabungen der Kirchen, die in verschiedenen historischen Situationen gewachsen sind und den jeweiligen Kirchen ihr eigenes Gesicht geben. Warum sollte dies die Trennung der Kirchen bedeuten? Warum sollten diese Verschiedenheiten verschwinden? Was wäre das für eine Zerstörung der Poesie des Glaubens, wenn es zwischen Tokio und Lima, zwischen Karl Barth und Karl Rahner nur *eine* Formulierung des Glaubens, nur *eine* Art der Expression und der Gesten für diesen Glauben gäbe? Diese Einheit der Kirche kann niemand wollen; man muss sie mit brennendem Herzen ablehnen. Es wäre der zentralisierte und magazinierte Glaube, zwischen dessen Beton keine Blume mehr wächst. Was wäre es für ein Verlust, wenn die religiösen Landschaften so vereinheitlicht wären, dass die Theologien, die Riten und die Frömmigkeitsstile der Orthodoxen, der Lutheraner/innen und der Katholik/inn/en nicht wiederzuerkennen wären!

Die Trennung in den Glaubensformulierungen, Glaubenstraditionen und Frömmigkeitsstilen bedeutet also nicht eine Trennung im Glauben. Diese Trennung erlaubt nicht, von der Getrenntheit der Kirchen zu sprechen. Vor allem erlaubt sie niemandem, einem/r anderen das gemeinsame



Was würdest du
morgen
zurück-?
lassen

Mahl zu verweigern. Leider muss man auch noch diesen Satz hinzufügen: Die Einheitlichkeit in der Glaubensformulierung und in der Glaubensstradition bedeutet noch nicht die Einheit der Kirche und des Glaubens. Als in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 die deutschen Synagogen brannten, feierte dies der damalige thüringische evangelische Landesbischof als „gutes Geschenk“ zu Luthers Geburtstag am 10. November. Er war Lutheraner, wie ich es bin. Was heißt das schon? Eines Glaubens bin ich nicht mit ihm; und wäre ich zu jener Zeit erwachsen und mit ihm zusammen gewesen, und wäre ich mutig genug gewesen, so hätte ich mit ihm das Abendmahl nicht genommen. Die Einheit der Glaubensformulierungen und der Konfession garantieren nicht die Einheit des Glaubens. Ihre Verschiedenheit bedeutet nicht die Unterschiedenheit im Glauben.

Die Mannigfaltigkeit der Glaubensdialekte brauchen wir also nicht einzuebnen. Sie stellt uns vielmehr die Frage, was wir voneinander lernen wollen und wie die eine Begabung die andere korrigiert und ermuntert. Was lernen wir von der Mystik der Orthodoxie und wie kritisieren wir ihre Weltlosigkeit? Was lernen wir von der Bilderskepsis des Protestantismus und wie kritisieren wir dessen Wortreichtum? Was lernen wir von der Sinnhaftigkeit des Katholizismus und wie kritisieren wir den autoritären Klerikalismus Roms? Wenn wir so fragen, verzichten wir nicht auf die Wahrheit, lassen den anderen aber ihre Andersheit – eine andere Herkunft, eine andere Tradition, eine andere Lebenswelt. Wir lassen ihnen ihre Heimat.

Wer an Gott glaubt, braucht nicht selber Gott zu spielen. Er/Sie braucht nicht alles zu sein; er/sie kann begrenzt und fehlbar sein. Das gilt auch für die Kirchen, keine Einzelkirche muss alles sein; keine muss die fürchterliche Last tragen, die „wahre Kirche“ zu sein. Darum ist auch keine der Kirchen genug für uns. Alle sind als Einzelkirchen zu eng, zu bescheiden und zu wenig – jedenfalls wenn man große Wünsche an das Leben und an

die Kirche hat. Die Menschen und die Christ/innen ehrt ihre Bedürftigkeit, ihre Angewiesenheit. Es ist eine große Lebenserleichterung und Schönheit, bedürftig zu sein, nicht alles zu sein. Die Tatsache, dass meine Einzelkirche nicht alles ist und dass ich darum in meiner Kirche nicht ganz zuhause bin, verweist mich auf die anderen Kirchen. Sie macht mich bedürftiger, und so macht sie mich geschwisterlicher. Ich suche die anderen, weil ich bei mir und dem Meinigen allein noch nicht finde, was sein soll; weil ich die volle Heimat noch nicht finde, die ich brauche. Die Vorläufigkeit und die Begrenztheit der eigenen Kirche machen mich zum Spieler. Ich brauche nicht nur der stumpfe, sich selbst genügende Protestant, Katholik oder Orthodoxe zu sein. Es gibt eine Lust, zwischen den Zeilen zu leben, zwischen den Häusern und Welten; die Lust, in mehr Häusern beheimatet zu sein als nur in dem einen. Es ist die Unbescheidenheit, mehr Welten zu wollen als nur die eigene bescheidene Lebenswelt. Heimat verdummt, wenn man nur eine kennt. Erst der/die, der/die nicht nur ein Haus kennt, ist nicht mehr eingekerkert in diesem Haus. Erst der/die, der/die mehr als eine Kirche kennengelernt hat, lernt seine/ihre eigene Kirche lieben und sie zugleich als begrenzt kennen. Er/Sie lernt Humor und die wundervolle Gabe der liebevollen Skepsis seiner/ihrer eigenen Heimat gegenüber. Vielleicht verlockt zur Heimatlosigkeit in der eigenen Kirche auch der Herr aller Kirchen, der nicht in einer einzelnen Kirche gefangen gehalten werden kann – nicht einmal in allen zusammen.



Foto: Hangartner

Fulbert Steffensky, geb. 1933. Studium der Katholischen und Evangelischen Theologie, 13 Jahre Benediktinermönch in der Abtei Maria Laach. 1969 Übertritt zum Protestantismus. 1972–1975 Professur für Erziehungswissenschaft an der FH Köln. 1976–1977 Gastprofessor am Union Theological Seminary in New York. 1975–1998 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg.



Franz Kapfer, Zur Errettung des Christentums – Aviano (Detail), 2015. Foto: Franz Kapfer © Bildrecht, Wien, 2018

Zur Errettung des Christentums – Aviano

Der Kapuzinermönch Marco d'Aviano war nicht nur Seelsorger und Berater Kaiser Leopolds I., sondern auch päpstlicher Legat zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens. Am 12. September 1683 feierte er vor der Entsatzschlacht die Heilige Messe in der Leopoldskapelle am Kahlenberg. In der Zeit des Austrofaschismus wurde der als „Retter Wiens“ verehrte Mönch von Kardinal Innitzer gemeinsam mit Engelbert Dollfuß zum „Retter des Abendlandes“ stilisiert. Franz Kapfer, der sich in seiner künstlerischen Arbeit mit der Wirkweise kollektiver Stereotypen und deren Vereinnahmung auseinandersetzt, regt zum Nachdenkenprozess über Kontinuitäten von der Türkenbelagerung über den österreichischen Ständestaat bis zur Pegida heute an, indem er den Prediger mit dem Kreuz in der Hand zur Schablone macht und im öffentlichen Raum positioniert. Dass die bereits an verschiedenen Orten präsentierte Figur, die anlässlich des Diözesanjubiläums vom Grazer Kunsthaus zum Wehrturm des Franziskanerklosters auf der anderen Murseite blickt, mit Kerzen verehrt, mit Blumen geschmückt, aber auch beschmiert und mit Kommentaren beschriftet wird, ist Teil des künstlerischen Konzepts.

Wer hat die richtige Religion?

Von Michael Schulz

Jede/r natürlich! Das ist die Antwort der Pluralistischen Religionstheologie auf die Frage nach der richtigen Religion. Es ist wie beim Heiraten: Jede heiratet den Mann, den sie für den besten und richtigen hält. Natürlich weiß jede Frau, die für sich den Richtigen gefunden hat, dass es noch andere begehrenswerte Männer gibt. Aber für die eigene Person gilt das nicht mehr. Der US-amerikanische Theologe Paul Knitter (1935–), der sich für die Pluralistische Religionstheologie stark macht, erklärt mit diesem Beispiel aus dem zwischenmenschlichen Bereich, wie man dazu kommt, die eigene Religion als die beste oder einzig richtige zu betrachten. Für Christ/inn/en ist Jesus der einzig Richtige, für Buddhist/inn/en ist es Buddha usw. Aber natürlich sollte jede/r wissen, dass dieses Urteil „Jesus ist der Richtige“ nur für sie/ihn und die Angehörigen der christlichen Religion gilt. Wer das begriffen hat, gönnt auch den anderen Religionen ihren Richtigen. Sie/Er ist tolerant.

Wer erklärt sich mit diesem pluralistischen Konzept einverstanden?

Als Papst Benedikt XVI. noch Joseph Ratzinger (1927–) hieß, schrieb er salopp, dass man die Offenbarung Gottes – die Wahrheit schlechthin – nicht in eine Tasche stecken und nach Hause tragen könne. Die Wahrheit Gottes – die richtige Religion – habe man nicht wie ein Auto in der Garage. Sie sei keine Sache, die man besitze. Besser wäre es, wenn man sagte: Die richtige Religion hat mich; mich hat die Wahrheit Gottes gepackt. Nur – woran merkt man dies?

Der Schweizer Theologe Hans Urs von Balthasar (1905–1988) antwortet: Mich hat die richtige Religion gepackt, wenn ich durch sie mein Leben ändere. Er vergleicht die Erfahrung der richtigen Religion mit einer ästhetischen Erfahrung – er zitiert Rainer Maria Rilke (1875–1926). In lyrischen Worten beschreibt der Dichter den archaischen Torso

Apollos und endet mit dem Satz: „Du musst dein Leben ändern.“ Von Balthasar ist davon überzeugt, dass Menschen eine vergleichbare Erfahrung im religiösen Bereich machen können. Wer die Gestalt Jesu *tatsächlich* sieht, wird von ihr gepackt, wird von Jesus „gehabt“. Allein glaubhaft sei die Liebe Gottes, die sich in Jesus zeige. Diese Liebe brauche keine weiteren Beweise, sondern spreche für sich selbst. Die evangelischen Theologen Karl Barth (1886–1968), Eberhard Jüngel (1934–) und Ingolf U. Dalferth (1948–) sahen und sehen dies ähnlich. Gottes Wort ist selbstevident. Wer das erlebt, hat die richtige Religion. Sie ist nicht selbst gemacht; vielmehr kommt sie von Gott, der in Jesus zum Menschen kommt.

Dennoch scheint man mit dieser Antwort nicht viel weiter zu kommen als Paul Knitter: Jede/r lässt sich eben von der Gestalt packen, die in ihrer/seiner Religion im Zentrum steht, und ändert ihr/sein Leben ihr gemäß.

Deshalb fahnden christliche Theolog/inn/en, die zwar die Evidenz der göttlichen Liebe in Jesus nicht in Frage stellen wollen, dennoch nach Argumenten, die verständlicher machen, warum man sich gerade von der Gestalt Jesu überzeugen lassen sollte. Man präsentiert den Menschen sozusagen als „Topf“, auf den perfekt der „Deckel“ Jesus passt. Man stellt den Menschen als Wesen der Sehnsucht nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück dar – und Gottes Offenbarung in Jesus als Erfüllung dieser Sehnsucht.

Allerdings misstraut man im Buddhismus menschlichen Sehnsüchten und Wünschen, wenn sie als Wahrheitskriterium dienen sollen. Buddha zufolge ist unser Leben durch Leiden bestimmt, weil wir wünschen und etwas haben wollen – und sei es die richtige Religion. Erlösung besteht darin, dieses Habenwollen zu überwinden, indem man leer wird und sich dem ganz Anderen öffnet. Im monotheistischen Kontext dagegen begreift man

Wer hat die
richtige?
Religion?



diese Sehnsüchte als positive, von Gott geschaffene Kräfte, die uns in letzter Konsequenz auf Gott als unser Glück und Heil beziehen. Weil wir auf Gott bezogen sind, haben wir viele Wünsche, sind wir mit nichts endgültig zufrieden und leiden wir. Immer noch könnten wir uns eine Steigerung der Wunscherfüllung vorstellen – eben weil „nur Gott allein genügt“ (Teresa von Ávila). Das Wahrheitskriterium „Mensch“ („Topf“) für die richtige Religion („Deckel“) hängt also sehr vom kulturell-religiösen Umfeld ab, in dem man sich bewegt.

Es gibt aber auch Theologen, die behaupten, sie können im Menschen etwas ausmachen, das nicht von der kulturellen Prägung abhängt: G. W. F. Hegel (1770–1831) hat versucht, vom reinen, voraussetzungslosen Denken aus Wahrheit als Selbstbezug des Subjekts zu begreifen. Wahr ist deshalb diejenige Religion, die (1) Gott als Subjekt begreift und (2) sich vorstellt, dass sich die göttliche Subjektivität in Gestalt eines menschlichen Subjekts offenbart. So versucht Hegel die Wahrheit des Christentums zu beweisen, in dessen Zentrum der Gott steht, der menschliche Subjektivität geworden ist. In den anderen Religionen, die Tiere oder Götterstatuen verehren, sieht Hegel Vorformen des Christentums.

In der Gegenwart greifen Theolog/inn/en auf die menschliche Freiheit zurück und begreifen sie als etwas Unbedingtes – trotz aller Einflüsse, denen eine Entscheidung untersteht. Zu dieser unbedingten Freiheit passt nur ein Gott, der sich unbedingt, restlos, ohne Vorbehalte dem Menschen schenkt, der dem Menschen also als Ereignis unbedingter Liebe entgegenkommt. Das Neue Testament bezeugt dieses Ereignis in Jesus. Also ist dieses Zeugnis glaubhaft, weil es zum Menschen passt.

Buddhist/inn/en hätten wieder Probleme mit diesem Wahrheitskriterium, weil es viel zu sehr die menschliche Subjektivität ins Zentrum der Frage nach der richtigen Religion rückt. Westlich denkende Theolog/inn/en stellen die Begriffe „Freiheit“ und „Subjektivität“ ins Zentrum ihrer Argumente, weil seit René Descartes (1596–1650)

Wahrheitsansprüche am Subjekt überprüft werden. Wer in der Moderne die Gretchenfrage nach der wahren Religion stellt, muss darum freiheitstheoretisch und subjektphilosophisch argumentieren. Hängen also doch die Argumente, die die richtige Religion identifizieren sollen, ganz von der jeweiligen Kultur ab? Oder hat der Westen mit dem Freiheits- und Subjektgedanken ein Wahrheitskriterium gefunden, das universell in allen Kulturen gilt? Es wird nicht überraschen, dass man auf diese Fragen sehr unterschiedliche Auskünfte erhält.

Aus theologischer Perspektive könnte man außerdem zu denken geben, dass Menschen von sich aus gar nicht in der Lage sein könnten, die richtigen Fragen zu stellen, um die richtige Religion zu finden. Man braucht erst die Antwort, um richtig fragen zu können. Dreht man sich damit aber nicht endgültig im argumentativen Kreis? Solange es möglich bleibt, Aussagen über den Menschen an der eigenen Erfahrung zu überprüfen, muss das nicht der Fall sein.

Paulus bietet dafür ein gutes Beispiel: Im Römerbrief lässt er sich von Christus sagen, was mit dem Menschen nicht stimmt, weshalb wir einen Erlöser brauchen. Er argumentiert, dass wir im Licht von Jesu Kreuz und Auferstehung unsere Erlösungsbedürftigkeit erkennen – dass wir alle Sünder/innen sind, und zwar seit Adam, seit es Menschen gibt. Das ist natürlich keine sehr sympathische These, auf die auch kaum jemand von sich aus kommt. Um den Tatbestand der Erlösungsbedürftigkeit aufzuweisen, spricht Paulus vom menschlichen Willen und seiner Unfähigkeit, das Gute, das er an sich tun will, auch faktisch immer und überall zu tun (Röm 7,15). Weder der beste Vorsatz noch die größte sittliche Anstrengung ändern daran etwas Grundsätzliches. Diese innere Zerrissenheit im Menschen, das Gute zu wollen, aber nicht tun zu können, zeigt sich für Paulus auch in der Erfahrungsqualität des Todes: Er zerreißt den Menschen endgültig; der Mensch zerfällt, verwest, wie er schon zuvor im Leben zerfallen und zerrissen war.

„Ich unglücklicher Mensch!“, resümiert Paulus (Röm 7,24). In Jesus erkennt er den neuen Adam, der über das Können des Guten verfügt hat: Er hat das Gesetz erfüllt, also unverkürzt Gottes Heils willen verwirklicht. Er hat den Tod als Inbegriff von Desintegration und Zerrissenheit in sein von Sünde ungetrübtes Verhältnis mit Gott dem Vater integriert und umqualifiziert, d. h. zum Zeichen von Liebe und Hingabe gemacht. Deshalb ist er der Erlöser. Wer sich von ihm heilen lässt, wer ihn im eigenen Innern wohnen lässt (vgl. Gal 2,20), dem wird ein neues Können des Guten zuwachsen.

Musliminnen und Muslime teilen diese paulinische Sicht vom Menschen nicht. Nach ihrer Vorstellung kann jede/r prinzipiell den Willen Gottes erfüllen. Gelingt dies einmal nicht, dann das nächste Mal. Gute Taten können böse Taten aufwiegen. Adam hat, so die islamische Tradition, gesündigt. Aber er hat seine Schuld bereut. Gott vergab ihm und machte ihn zum ersten Kündler und Täter des göttlichen Willens. Adam hat keine Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit herbeigeführt. Deshalb ist Mohammed kein Erlöser, sondern die Schreibfeder, die Gottes Willen notiert. Ihn können die Menschen zu ihrem Heil erfüllen. Das muslimische Bild vom Menschen fällt optimistisch aus.

Buddhist/inn/en hingegen könnten sich dem paulinischen Menschenbild annähern. Nach ihrer Vorstellung fehlt dem Menschen das richtige Können: nämlich von sich selbst und den eigenen Bedürfnissen loszukommen. Bodhisattvas, Menschen, die schon die Erleuchtung erreicht haben, können bei diesem erlösenden Loskommen von sich selbst assistieren. Manche Christ/inn/en bezeugen deshalb Buddhist/inn/en gegenüber Jesus als *den* Bodhisattva schlechthin.

Wer hat nun recht mit seinem Menschenbild und vermag die richtige Religion zu identifizieren? Erlebe ich das, was Paulus beschreibt? Oder erlebe ich eher einen intakten Willen, mit dem ich das Gute tue?

Hans Urs von Balthasar gibt zu verstehen, dass die Religion überzeugen sollte, die die meisten

Einsichten, Erfahrungen, Perspektiven in sich zu integrieren vermag und nichts Menschliches ausblenden oder verdrängen muss. Lateinamerikanische Theologen fügen hinzu: Für den Menschen richtig ist die Religion, die ungerechte Lebensverhältnisse verändert. Andernfalls ist Religion billiger Trost in trostlosen Lebensumständen.

Der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal (1623–1662) behauptet: „Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt.“ (Pensées IV, 277). Damit plädiert er nicht für einen Irrationalismus in Fragen der Religion. Vielmehr will er unterstreichen: Die Frage nach der Religion verlangt mehr als mathematischen Verstand. Der ganze Mensch kommt ins Spiel, seine Vernunft sicherlich, aber auch sein Herz, seine Emotionen, seine Lebenserfahrung, seine existentiellen Abgründe und beglückenden Erlebnisse. Einem mathematischen Beweis zuzustimmen kostet nichts – oder nur eine intellektuelle Anstrengung. Der richtigen Religion zuzustimmen kostet das ganze Leben. Wer es billiger oder einfacher haben will, hat die Frage *noch gar nicht wirklich* gestellt: Wer hat die richtige Religion?

Und wer die Frage beantworten kann, weiß auch um das Wahre und Richtige in den anderen Religionen. Aus ihrer/seiner Glaubensperspektive wird sie/er erkennen, dass Richtiges in anderen Religionen zu finden ist und sie dadurch mit der eigenen Religion in Verbindung stehen. Folglich können auch andere Religionen das Heil vermitteln, das im Zentrum der eigenen Religion steht und dort seine exklusive Begründung findet (in der Erwählung Israels, in Jesus, im Koran, in den Upanishaden, in den Lehren des Buddha). Das Verhältnis der Religionen untereinander kann daher im Idealfall durch einen wechselseitigen Inklusivismus bestimmt werden: Vom eigenen als richtig erkannten religiösen Standpunkt aus anerkennt jede/r das Richtige und Wahre in den jeweils anderen Religionen. Einen wahrheitsabstinenten Pluralismus à la Knitter kann man dabei genauso hinter sich lassen wie einen Exklusivismus, der in anderen Religionen nur Trug und Wahn sieht.

Wer hat die richtige Religion? Jede/r, die/der diese Frage mit ihrem/seinem ganzen Leben stellt, sie für sich in ihrem/seinem Gewissen beantwortet, ihr/sein Leben ändert und von ihrem/seinem Standpunkt aus Wahres und Richtiges in anderen Religionen entdeckt sowie andere von ihren religiösen Standpunkten aus Wahres und Richtiges bei sich, also in ihrer/seiner Religion, entdecken lässt.



Foto: Schulz

Michael Schulz, seit 2010 Geschäftsführender Direktor des Arbeitsbereichs Philosophie und Theorie der Religionen sowie Sprecher des Interdisziplinären Lateinamerika-Zentrums an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Studium in Mainz, Rom und München. 1994–2001 wissenschaftlicher Assistent in München. 2001–2004 Professor an der Facoltà di Teologia in Lugano (CH). 2004–2009 Professor für Dogmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Bonn. www.ptr.uni-bonn.de



zweintopf (Eva Pichler/Gerhard Pichler), bribery (anfüttern), Videostills, Video 5'43", 2012. Sammlung Stift Admont

Bribery

In einer als Video dokumentierten, subversiven Kunst-Aktion hat das Künstler/innen/duo *zweintopf* unter die Votivgaben aus Wachs vor der Gnadenfigur in der Wallfahrtskirche am Frauenberg bei Admont selbstgefertigte Votivbilder mit Logos verschiedener Bankinstitute gemischt. Im Zeitalter von Bankencrash, Finanzkrise, Kapital- und Immobilienblasen verschränkt die künstlerische Intervention unter dem Titel „Bribery“ (Bestechung) Dank- und Bittgaben der Hoffnung auf Wunder in persönlichen Notsituationen mit der Frage der oftmals verwundernden Rettung heiliger Kühe der Finanzmärkte. Quasi-religiöses Vertrauen in scheinbar unfehlbare Institutionen, das auch in säkularen Gesellschaften existiert, schwindet angesichts eines aus den Fugen geratenen Finanzmarktes. Mit den Ängsten der Menschen wachsen auch Irrationalität, Verschwörungstheorien und Populismus. Welche Maßnahmen sind gerecht, gerechtfertigt oder einfach angemessen? Wer muss Schulden bezahlen, wenn sich Schuldfragen nicht klären lassen oder nicht geklärt werden wollen? – Und: Was ist schlicht und einfach unfair?

Ist Armut unfair?

Von Gottfried Schweiger

Die Beantwortung dieser Frage wurde mir auferlegt. Und nicht ohne guten Grund wird diese Frage gestellt – schließlich ist sie sowohl aktuell als auch interessant, für die Wissenschaft, die Politik und jede/n von uns. Armut begegnet uns oft. Im täglichen Leben, wenn wir an Bettler/inne/n und Obdachlosen vorbeigehen, in den Medien, die über Armut hier und woanders berichten. Aus diesen Bildern und unserer eigenen Erfahrung springt schon eine Antwort entgegen: Natürlich ist es unfair, dass ich auf dem Weg zu einem guten Essen, auf dem Weg, Dinge zu kaufen, die ich mehr oder weniger nicht brauche, Menschen begegne, die auf der Straße wohnen und schlafen, die sich im Vergleich zu mir sehr wenig, im Vergleich zu wohlhabenderen Menschen geradezu gar nichts leisten können. Das muss doch unfair sein. Es muss doch auch unfair sein, dass ich hier sitze und einen Text schreibe, während anderswo Menschen jeden Alters hungern, verhungern, nichts haben außer ihre geschundenen Körper und ein paar Fetzen, eine kaputte Hütte, ein paar Brocken Brot, Reis, Mais und verdrecktes Wasser. Das muss doch unfair sein.

Und diese Assoziationen und Intentionen sind durchaus hilfreich – sie zeigen an, dass hier etwas nicht stimmt, dass wir uns vom Leid anderer bewegen und aufregen lassen. Zumindest ein paar von uns, in manchen Situationen. Sie, diese ersten Schlaglichter, sind jedoch, aus meiner Sicht zumindest, noch keine befriedigende Antwort auf die Frage, ob Armut unfair sei. Es braucht noch etwas mehr – mehr Tiefe und Breite. Auch wenn es diesem kurzen Text nicht gelingen wird, die Frage abschließend oder für alle überzeugend zu beantworten, so will er doch versuchen, einige Facetten und Dimensionen zu beleuchten, die für eine Antwort auf die Frage, ob Armut unfair sei, relevant sind. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Ist Armut unfair? Dafür müssen wir einmal wissen, was Armut überhaupt ist. Alleine die Bücher dazu füllen die Bibliotheken und es werden immer mehr. Beginnen wir mit einer Unterscheidung, die in der Armutsforschung oft herangezogen wird:

Relative Armut ist Armut, die nur in Bezug auf eine bestimmte Gesellschaft definiert wird und sich am Lebensstandard dieser Gesellschaft orientiert. Absolute Armut ist Armut, die in Bezug auf universale menschliche Bedürfnisse definiert wird und sich an medizinisch-sozialen Mindeststandards orientiert. Relativ arm ist also eine Person, die viel weniger hat als die Mitmenschen, die im selben Land wohnen, die sich etwa keine Urlaubsreisen leisten kann. So wird Armut in Österreich und der EU gemessen. Absolut arm ist eine Person, die (fast) zu wenig hat, um zu überleben, die etwa hungert. So wird Armut in vielen Entwicklungsländern gemessen.

Offensichtlich können diese beiden unterschiedlichen Herangehensweisen sehr unterschiedliche Zahlen über Armut produzieren. In Österreich hungert (fast) niemand, in manchen Entwicklungsländern kann sich (fast) niemand eine Urlaubsreise leisten. Manche Forscher/innen sehen darin ein Problem, andere einen Vorteil. Es geht darum herauszufinden, was Armut in einer bestimmten Gesellschaft ausmacht, und nicht, was sie global bedeuten könnte, da die Lebensbedingungen einfach zu unterschiedlich sind. Armut ist dann zwischen Ländern gar nicht oder nur schwer vergleichbar, und um zu wissen, was Armut in Österreich bedeutet, sollten wir nicht den Blick auf Entwicklungsländer richten, da dies eher die Wahrnehmung trübt als dass es sie schärft.

Wenn man sich also dazu entschließt, zu fragen, was Armut in einem Land wie Österreich bedeutet, muss man sich auf die Suche nach Indikatoren begeben. Indikatoren helfen uns, Armut zu erkennen und zu messen, also unterscheiden zu können, ob eine bestimmte Person arm ist oder nicht. Einige mögliche Indikatoren wurden schon genannt: Obdach, Nahrung, Kleidung, Urlaubsreisen. Man könnte also sagen, eine Person, die obdachlos ist, ist arm. Oder eine Person, die sich keine Urlaubsreise leisten kann. Oder eine Person, die sich keine angemessene Nahrung leisten kann. Um Armut verständlich zu machen, muss man also einmal auswählen, worin es armen Menschen im Vergleich

zu nicht armen Menschen mangelt und ab wann es ihnen an einer Sache mangelt. Es wäre wohl nicht sinnvoll, zu sagen, ein Mensch ist Österreich sei nur arm, wenn er gar nichts zum Anziehen hat. Arm ist man in Österreich wohl eher, wenn man zu wenig zum Anziehen hat oder nicht das Richtige zum Anziehen hat oder nur sehr alte Dinge zum Anziehen hat. Dies sind plausible Alternativen, die jeweils den Personenkreis derjenigen, die darunter fallen, unterschiedlich weit bzw. eng machen. Es geht also in der Armutsforschung darum herauszufinden, welche Mängel sinnvollerweise Armut beschreiben und welche nicht. Dass sich nur wenige einen Porsche leisten können, macht nicht alle, die das nicht können, arm. Dass sich jemand kein anständiges Essen leisten kann und daher zur *Tafel* oder zur Suppenküche gehen muss, jedoch schon.

Ist Armut unfair? Zur Beantwortung der Frage müssen wir dann noch wissen, was überhaupt unfair ist. Auch hierzu gibt es mehr als genug Bücher. Vielleicht ist es sinnvoll, mit der Frage zu beginnen, was fair ist bzw. was Fairness ausmacht. Drei Optionen fallen mir hier ein: Fair ist, wenn jemand bekommt, was er/sie braucht. Fair ist, wenn jemand bekommt, was er/sie verdient. Fair ist, wenn jemand gleich viel bekommt wie jemand anderer oder wie alle anderen. (Ich sage später noch mehr zur Differenz zwischen *jemandem* und *allen*.) Diese drei Optionen erschließen sich uns ganz gut, wenn wir uns paradigmatische Beispiele ansehen:

1) Stellen wir uns vor, eine Person erleidet einen Unfall und benötigt medizinische Hilfe. Die meisten Menschen würden zustimmen, dass es richtig ist, dieser Person zu helfen und die Hilfe daran zu orientieren, was diese Person benötigt, um zu überleben und gesund zu werden. Menschen sollten also die medizinische Behandlung bekommen, die sie brauchen. Das ist fair, auch wenn der Eine nur ein Pflaster benötigt, die Andere eine Operation und ein Dritter eine Psychotherapie.

2) Stellen wir uns nun vor, zwei Personen begehen ein Verbrechen. Die Eine stiehlt einen Apfel, der Andere betrügt um Millionen Euro. Es wäre wohl nur fair, wenn diejenige, die den Apfel gestohlen hat, weniger hart bestraft wird als derjenige, der Menschen um Millionen Euro betrogen hat. Jede/r sollte die Strafe bekommen, die er/sie verdient, und was jemand verdient, bemisst sich daran, was jemand getan hat.

3) Stellen wir uns schließlich noch vor, zwei Personen machen dieselbe Arbeit. Es ist doch nur fair, wenn beide gleich viel dafür bezahlt bekommen.



Das wäre ein Beispiel für Gleichheit innerhalb einer bestimmten Gruppe, nämlich derjenigen Menschen, die die gleiche Arbeit leisten. Es gibt aber auch Beispiele dafür, dass es fair ist, dass alle Menschen das Gleiche bekommen, z. B. bestimmte Menschenrechte. So ist es richtig, dass wir alle einen Anspruch darauf haben, nicht gefoltert zu werden; unabhängig davon, was wir getan haben oder wo wir leben. Auch das kann man als Fairness verstehen.

Offensichtlich bedürfen alle drei Verständnisse von Fairness noch weiterer Erläuterung. Was braucht denn jemand, was ist ein legitimes Bedürfnis? Was bedeutet Leistung und Verdienst, und wer legt fest, was man für eine bestimmte Leistung (ob positiv oder auch negativ) verdient? Was bedeutet Gleichheit – zwischen wem und wann ist sie relevant? Ich kann gar nicht hoffen, diese Fragen im Rahmen eines kurzen Textes im Detail zu klären. Daher beschränke ich mich auf einige möglicherweise sinnvolle Hinweise:

Ein *Bedürfnis* ist dann legitim, wenn ohne dessen Befriedigung ein gutes Leben in einer Gesellschaft nicht möglich ist und die Befriedigung dieses Bedürfnisses anderen Mitmenschen nicht schadet. Sehen wir uns ein Beispiel an: Ein gutes Leben ist möglich, auch wenn man kein Haus besitzt, selbst wenn man gerne eines hätte und meint, dass man eines brauchen würde. Ein gutes Leben ist aber sicherlich nicht möglich, wenn man gar keinen oder nur einen viel zu kleinen oder einen schimmlichen oder viel zu lauten Wohnraum zur Verfügung hat. Man braucht nämlich Raum und Privatsphäre für ein gutes Leben. Dies heißt nun nicht, dass es nicht unfair sein kann, dass manche kein Haus, andere schon eines besitzen. Es ist aber nicht unfair, wenn wir nur auf die Kategorie des Brauchens, des Bedürfnisses schauen.

Leistung erzeugt dann Verdienst, wenn sie der Person zuordenbar ist und man dafür verantwortlich ist, was man geleistet hat. Es ist also auch nur dann fair, für eine Leistung einen bestimmten

Verdienst zu erwarten oder zu bekommen, wenn man auch tatsächlich selbst etwas dafür getan hat. Eine weitere Bedingung dafür, dass es fair ist, wenn jemand für eine Leistung einen Verdienst einfordert, ist Chancengleichheit. Stellen wir uns vor, drei Personen laufen ein Rennen, und alle, die es in einer bestimmten Zeit beenden, bekommen als Prämie dafür ein Haus. Es wäre doch unfair, wenn ein Läufer hundert Meter weiter hinten starten müsste, eine weitere einen schweren Sack auf den Rücken gebunden bekäme, während der dritte gemütlich mit Vorsprung und ohne Last in der verlangten Zeit ins Ziel läuft. Die Welt und auch die österreichische Gesellschaft funktionieren aber in manchen Teilen eher wie ein solchermaßen unfaires Rennen. In solchen Rennen gibt es keine fairen Gewinner/innen und diese verdienen ihre Preise in einem moralischen Sinne auch nicht. Genauso wie es für alle, die es aufgrund von Benachteiligungen nicht schaffen, schnell genug das Ziel zu erreichen, unfair ist, am Ende ohne Haus dazustehen. Sie hatten niemals eine faire Chance darauf. Häuser sollten daher vielleicht anders vergeben werden.

Gleichheit wiederum kann sich entweder auf Ausgangsbedingungen oder auf Endresultate beziehen; das kann man dann Chancengleichheit oder Ergebnisgleichheit nennen. In vielen Fällen ist Chancengleichheit das angestrebte Ziel der Fairness – wie bei dem oben genannten Wettrennen: Wenn alle drei Läufer/innen dieselben Bedingungen vorfinden, ist es fair, wenn das Ergebnis und die jeweiligen Platzierungsprämien unterschiedlich sind. Selbstverständlich gelingt es fast nie, vollständige Chancengleichheit herzustellen, etwa weil die natürlichen Talente unterschiedlich sind. Ergebnisgleichheit kann aber auch relevant sein. Wenn es z. B. darum geht, dass alle Kinder ungefähr die gleichen Bildungsziele erreichen sollen, selbst wenn sie sehr unterschiedliche Voraussetzungen haben. Dann ist es nur fair, dass ein Kind mehr Betreuung und Unterstützung bekommt als ein anderes, damit beide am Ende ungefähr denselben Bildungsstand erreichen. Ergebnisgleichheit ist auch gefragt, wenn es um viele Rechte geht – und zwar in dem Sinne, dass man diese Rechte nicht durch eigene Taten so einfach verlieren kann. Alle Menschenrechte fallen hierunter, die wir alle ohne unser Zutun haben, die wir nicht verwirken können.

Betrachten wir abschließend Armut unter diesen drei Verständnissen von Fairness: Armut ist dann unfair, wenn Menschen nicht bekommen, was sie brauchen. Dafür müssen wir eben wissen, was

Armut ist und was sie mit den Menschen macht, und wir müssen wissen, was Menschen brauchen. Mein Vorschlag wäre, dass Armut dann unfair ist, wenn Menschen das fehlt, was sie für ein gutes Leben brauchen. Diese Dimension ist blind dafür, warum Menschen arm sind. Den Armen ist zu helfen, weil sie bedürftig sind. Punkt. Armut, so könnte man aber einwenden, ist doch vor allem dann unfair, wenn sie unverdient ist, wenn also die Menschen nicht dafür verantwortlich sind, dass sie arm sind. Für Kinder ist das offensichtlich. Kinder können sich ihre Eltern und ihren Geburtsort nicht aussuchen. Aber auch für viele andere von Armut betroffene Menschen können wir die Mär von der verdienten Armut hinterfragen und die Frage stellen, ob sie nicht vielmehr unverschuldet arm geworden sind, weil sie ihr Leben – wie im obigen Rennen – von sehr weit hinten oder mit einem schweren Sack am Rücken starten mussten oder weil ihnen während des Rennens eine Krankheit oder ein Unfall dazwischen kamen. Schließlich ist Armut sicherlich ein Zeichen von Ungleichheit – Armut beruht in vielen Fällen auf einer fehlenden Chancengleichheit in einer Gesellschaft, und sie verzerrt auch die Ergebnisgleichheit in Dimensionen, wo dies unfair ist. So ist es z. B. für arme Menschen viel schwieriger, zu ihrem Recht zu kommen, da sie teure und lange Prozesse nicht riskieren können. Oder Kinder aus armen Familien haben es viel schwerer, den gleichen Bildungsstandard zu erreichen. Hier wird Gleichheit in wichtigen Bereichen verletzt.

Vermutlich werden meine Ausführungen zur Frage, ob Armut unfair sei, drei Arten von Reaktionen auslösen: Zustimmung, Kritik oder Unglauben. Zustimmung, weil einige Leser/innen meine Intentionen und Argumente teilen; Kritik, weil dieser Text sicher nicht frei von argumentativen Schwächen und Lücken ist und man durchaus anderer Meinung sein kann; schließlich Unglauben, weil sich manche Leserin, mancher Leser etwas gänzlich Anderes erwartet hat und mit dem Eindruck zurückbleibt, ich sei das Ganze falsch angegangen. Ich denke, dass alle diese drei Reaktionen eine gewisse Angemessenheit für sich beanspruchen können, und hoffe, dass sie dazu anregen weiterzudenken. Und ich denke, dass dieser Text als Ausgangs- und nicht als Endpunkt der eigenen Reflexion dienen kann.

Lesetipp:

SEDMAK, Clemens u. a. (Hg.): Lesebuch Soziale Ausgrenzung. Aspekte von Armut in wohlhabenden Gesellschaften, mandelbaum 2014 ff.



Foto: Schweiger

Gottfried Schweiger arbeitet am Zentrum für Ethik und Armutsforschung der Universität Salzburg. Er beschäftigt sich dort vor allem mit Fragen der politischen Philosophie und Armutsforschung. Schweiger ist Co-Herausgeber der Zeitschrift für Praktische Philosophie, die kostenlos im Netz unter praktische-philosophie.org zur Verfügung steht. Er betreibt außerdem den Blog www.praefaktisch.de, der sich aktuellen sozialen und politischen Themen widmet.



Artur Żmijewski, *The Singing Lesson 2 / Gesangsstunde 2* (Videostill), 2003. Courtesy des Künstlers und Galerie Peter Kilchmann, Zürich

Singing Lesson

Immer wieder beschäftigt sich der polnische Künstler Artur Żmijewski in seinen Werken mit gesellschaftlichem Anderssein und Behinderung. In seiner Arbeit „Singing Lesson“ hat er mit gehörlosen und schwerhörigen Jugendlichen in Warschau und Leipzig eine Kantate von Johann Sebastian Bach und ein Kyrie von Jan Maklakiewicz einstudieren lassen und zur Aufführung gebracht. Die Inbrunst der Protagonist/inn/en erzeugt eine Aura ganz eigener Art, die über die Imagination einer perfekt-vollkommenen Interpretation hinauswächst und einen ganz neuen, sublimen Erfahrungsraum von Schönheit, Ethik und Ästhetik eröffnet.

Rettet Schönheit die Welt?

Von Christian Kircher

I.

„Denn wovon lebt der Mensch?“, fragt Jenny in Brechts Dreigroschenoper, nachdem Macheath klarstellt, dass zuerst das Fressen kommt und dann erst die Moral. Die Antwort ist sehr ernüchternd, denn *„nur dadurch lebt der Mensch, dass er so gründlich vergessen kann, dass er ein Mensch doch ist“*. Zuerst lebt der Mensch dadurch, dass er andere Menschen *peinigt, auszieht, anfällt, abwürgt und frisst* – dann kommt die Moral. Soweit Brecht. Wenn die Moral nach dem Fressen kommt – darf man im Umkehrschluss die Dreigroschenoper so lesen, dass satte Menschen sich der Moral widmen? Was wäre das für ein Gewinn in unserer Gesellschaft, was für eine Utopie! Die Welt wäre dann eine bessere – sie wäre schon gerettet.

Wenige Menschen in unseren Breiten kennen noch echten Hunger. Aber wir glauben zu hungern und fressen weiter, nicht nur Lebensmittel, sondern alles Materielle, das unserem Wohlstand entspricht. Konsum höherer Ordnung. In unserer Bedürfnispyramide begleitet uns auf dem Weg nach oben immer wieder der Begriff „Schönheit“. Mittlerweile dürfen wir selbst in unserer Wohlstandsgesellschaft die Grundbedürfnisse in Schönheit erfüllen: schöner essen, schöner trinken und schöner wohnen.

Es ist ein Luxus, dass wir uns mit immaterieller Schönheit beschäftigen dürfen. Wenn wir darüber nachdenken, ob diese auch die Welt retten kann, stellt sich unweigerlich die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen dem Wahren, Guten und Schönen. Zu glauben, dass wir mit der Hinwendung zur Schönheit gleichzeitig auch dem Guten und Wahren einen Dienst erweisen, ist schlicht falsch. Wahrheit ist nicht schön – das hören und lesen wir täglich. Und schon gar nicht muss das Schöne irgendeine moralische Bedeutung aufweisen, also für das Gute einstehen. Schönheit kann für sich alleine stehen – ohne jede weitere Absicht.

„Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zu Grunde gehen“, so Nietzsche.

II.

Stellen wir uns doch eine ideale Welt vor, in der alle Dinge ihre Pracht entfalten und sich uns von ihrer besten Seite zeigen – überall, auf immer und ewig. Ein Zustand, der vielleicht verkürzt als Paradies zu bezeichnen wäre. Ein ewiger Dur-Akkord. Wie lange kann ein Mensch diesen Zustand ertragen, und wer wäre die/der erste, die/der freiwillig diesem Paradies entflieht? Diese Form der Harmonie kommt aus meiner Sicht der Langweile gleich.

Vielfach offenbart Kunst die kleinen Verwerfungen inmitten der Harmonie: John Cages Stück *4'33* – ein Stück in der Länge von 4 Minuten und 33 Sekunden, bei dem kein einziger Ton gespielt wird – ist nicht die Stille, sondern die Konzentration darauf, wie ein stiller Raum klingt. Monochrome Malerei zeigt dann Wirkung, wenn wir in unserer Gewissheit über eine Farbe in Frage gestellt werden. Kunst wirkt oft dann bereichernd, wenn wir mit Einsichten konfrontiert sind, die wir nicht erwartet haben.

Der Orientalist und Schriftsteller Navid Kermani hat es geschafft, einen ganz neuen Blick auf die abendländische Kultur zu werfen. Sein Buch *„Ungläubiges Staunen“* öffnet Gläubigen wie

Ungläubigen die Augen für neue Sichtweisen auf die Schönheit des Christentums. Der Perspektivenwechsel ist die große Fähigkeit, sich in die Sichtweise anderer zu versetzen und zu lernen.

„Fragt eine Kröte, was Schönheit ist, das wahrhaft Schöne. Dann wird sie antworten, das sei das Weibchen mit den schönen runden Augen, die aus dem kleinen Kopf hervorstehen, dem breiten, platten Maul, dem gelben Bauch und dem braunen Rücken. Fragt einen Neger aus Guinea: Das Schöne besteht für ihn in schwarzer, fett glänzender Haut, tief in den Höhlen liegenden Augen und einer platten Nase. Fragt den Teufel: Er wird euch sagen, das Schöne sind zwei Hörner, vier Pfoten mit Krallen und ein Schwanz.“ (Voltaire)

III.

Was gestern schön war, muss nicht notwendiger Weise auch heute als solches gelten, und was gestern abgelehnt wurde, kann heute als schön betrachtet werden. Dieses Urteil muss daher andauernd neu erarbeitet und geprüft werden.

In allen Sparten der Kunst wurden Reisen zu den dunklen Seiten der Seele unternommen, und oft waren es Künstler/innen, die in die Tiefen des Lebens hinabgestiegen sind, um uns diese andere Seite unseres Daseins zu zeigen. Wieso finden wir die Laokoon-Gruppe schön, wo doch ein Vater mit seinen zwei Kindern von den Schlangen zu Tode gebissen wird? Michelangelo, der angeblich bei der Ausgrabung der Skulptur im Jahr 1506 anwesend war, soll ob der Schönheit regelrecht entzückt gewesen sein. Abgüsse dieser Skulptur haben den Weg in die Kunsthochschulen gefunden, u. a. nach Wien und Graz, und so über Jahrhunderte weitere Künstler/innen inspiriert. Michelangelo selbst hat mit seiner Pietà eines der berührendsten Kunstwerke geschaffen, und dieses stellt eine zutiefst traurige Situation dar: die Mutter Gottes mit ihrem sterbenden Sohn. Vielleicht finden wir auch Hieronymus Boschs schreckliche Bilder mit aufgespießten und gemarterten Menschen oder Rubens Haupt der Medusa deshalb schön, weil dieses Unglück in sicherer Distanz liegt? Das Dargestellte betrifft uns nicht, und wir können uns in Sicherheit wähen und in diesen Werken Schönheit finden.

In der Literatur findet die „schwarze Romantik“ spätestens ab dem frühen 19. Jahrhundert Eingang in den Kanon der Kulturgeschichte. Wieder

sind es die dunklen Seiten, die Autor/inn/en zu Meisterwerken inspirieren. Das Dämonische und Abseitige steht letztendlich für das elementar Menschliche. Heute noch sind die Klassiker dieses Genres wie Edgar Allan Poes (Der Untergang des Hauses Usher, Die Scheintoten), Bram Stokers (Dracula), Oscar Wildes (Das Bildnis des Dorian Gray), Mary Shelleys (Frankenstein), Robert Louis Stevensons Werke (Dr. Jekyll und Mr. Hyde) oder auch Werke deutscher Autoren – Wilhelm Hauff (Das kalte Herz) oder Ludwig Tieck – Teil des klassischen Literaturkanons.

In seinen *Fleurs du Mal* stellt Charles Baudelaire die Frage, ob die Schönheit nicht sogar aus der Hölle komme, und bringt gleich einen ganzen Reigen an Beispielen für die Schönheit des Grauens vor:

*Kommst du vom Himmel, Schönheit,
oder aus den Tiefen?*

*Gibst gute Taten und Verbrechen ein,
die deine Blicke höllisch-göttlich riefen,
und darin gleichst du wohl dem Wein.*

*In deinem Aug die Sonne steigt und sinkt,
verströmt die Düfte der Gewitternacht;
Von deinen Lippen man den Zauber trinkt,
der Helden feige, Knaben mutig macht.*

*Schwebst du von Sternen,
hebst dich aus dem Schlunde?
Das Schicksal folgt dir, wie ein Hund ergeben;
Unheil und Freude sähst du in die Runde,
Lenkst alles, ohne Rechenschaft zu geben.*

*Ich seh dich achtlos über Leichen schreiten;
Zu deinem Schmuck gehört auch das Entsetzen;
So kann bei deinen kleinen Kostbarkeiten,
der Mond auf deinem Bauche sich ergötzen.*

*Die Fliege, die dein Kerzenlicht erreicht.
Preist brennend deine Flamme und verglost!
Der Liebende, der bei der Schönen keucht,
Gleicht einem Kranken, der sein Grab liebkost.*

*Kommst du vom Himmel,
oder aus der Höll' empor?
Gleichviel, argloses Ungeheuer, Schönheit!
Ist mir dein Aug, dein Lächeln doch das Tor
Zur teuren, nie erfahrenen Ewigkeit!*

*Von Gott, von Satan, Engel oder Zauberin?
Gleichviel, wenn nur durch dich –
die Duft vereint
Mit Glanz und Sammetaugen, meine Königin! –
Die Welt mir schöner, Zeit mir leichter scheint!*

IV.

Die ägyptische Mythologie bezeichnet den Weg in die Tiefe, die der Sonnengott Re jeden Abend antritt, um am Morgen darauf verjüngt wieder aufzuerstehen als „Nachtmeerfahrt“. Was für die Ägypter/innen eine Bezeichnung der Natur gewesen war, also des Untergangs der Sonne und des Wiederaufstehens am nächsten Morgen, haben die Romantiker als Wandlung der menschlichen Seele gesehen. Und im Bereich der Religion gibt es im Brief an die Gemeinde in Korinth zumindest einen christlichen Vergleich dieser Umwandlung, der von Händel in seinem „Messias“ und von Brahms im „Deutschen Requiem“ als Textgrundlage verwendet wird: *„Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.“* (Brahms) – *„We shall not all sleep, but shall be changed in a moment.“* (Händel). Der Weg zum neuen, besseren Leben – im christlichen Sinn: zu einer Auferstehung – führt also durch die Tiefe.

Die Schönheit besteht also auch im Weg, den wir gehen, in der Erfahrung, die wir sammeln, und im täglichen Prüfen, ob das, was wir ablehnen oder was uns hässlich erscheint – die dunklen Seiten an anderen Menschen und an uns selbst –, auch tatsächlich ablehnenswert oder hässlich ist. Dadurch soll nicht einer Gleichgültigkeit das Wort geredet werden oder einer Äquidistanz zu den Menschen und den Dingen. Es gibt Menschen und Dinge, die man aus gutem Grund ablehnen oder lieben kann.

Irgendwie gibt es also doch eine Wechselwirkung der Begriffe des Schönen, Wahren und Guten, und dieses Dreigestirn findet sogar in ganz weltlichen Texten wie dem Schulorganisationsgesetz seinen Ausdruck. *„Die österreichische Schule hat die Aufgabe, an der Entwicklung der Anlagen der Jugend nach den sittlichen, religiösen und sozialen Werten sowie nach den Werten des Wahren, Guten und Schönen durch einen ihrer Entwicklungsstufe und ihrem Bildungsweg entsprechenden Unterricht mitzuwirken.“* Selbst der Gesetzgeber stellt also die Schönheit neben dem Wahren und dem Guten in den Wertekanon, der für die Erziehung junger Menschen Gültigkeit hat.

Neben der Schule sind Kulturinstitutionen wesentliche Trägerinnen und Vermittlerinnen von Werten – ganz besonders auch von Schönheit. *„Wollen wir erkennen, worin der gute Geschmack besteht, müssen wir zuerst den schlechten Geschmack beseitigen.“* Mit diesem Ziel eröffnete der Museumsdirektor Gustav E. Pazaurek 1909 im Stuttgarter Landesgewerbemuseum seine *„Abteilung der Geschmacksverirrungen“*.



Er entwickelte dafür eine komplexe Systematik zur Einordnung von Gestaltungsfehlern aller Art. Entsprechend der Philosophie des Deutschen Werkbunds ging Pazaurek von einem starken Einfluss der Dinge auf den Menschen aus, im ästhetischen wie ethisch-moralischen Sinn. Nicht nur Ausstellungshäuser, auch (Musik-)Theater haben den Anspruch, Einfluss auf menschliches Tun zu nehmen.

Kulturinstitutionen stehen allerdings unter enormen Legitimationsdruck. In einer Gesellschaft, die sich zu einem großen Teil über Leistung definiert, unterliegen öffentliche Subventionen immer mehr einer Rechtfertigung. Die Umwegrentabilität ist ein Erklärungsmodell für die Unterstützung von Kunst und Kultur, kreative Kulturmanager/innen bezeichnen Subventionen sogar als Investitionen in die Zukunft der Gesellschaft und nehmen damit selbst den Sprachduktus der Wirtschaft auf. Es scheint daher, dass Kultureinrichtungen im 21. Jahrhundert gar nicht mehr einfach nur Schönheit vermitteln, unterhalten oder zum Staunen anregen dürfen!

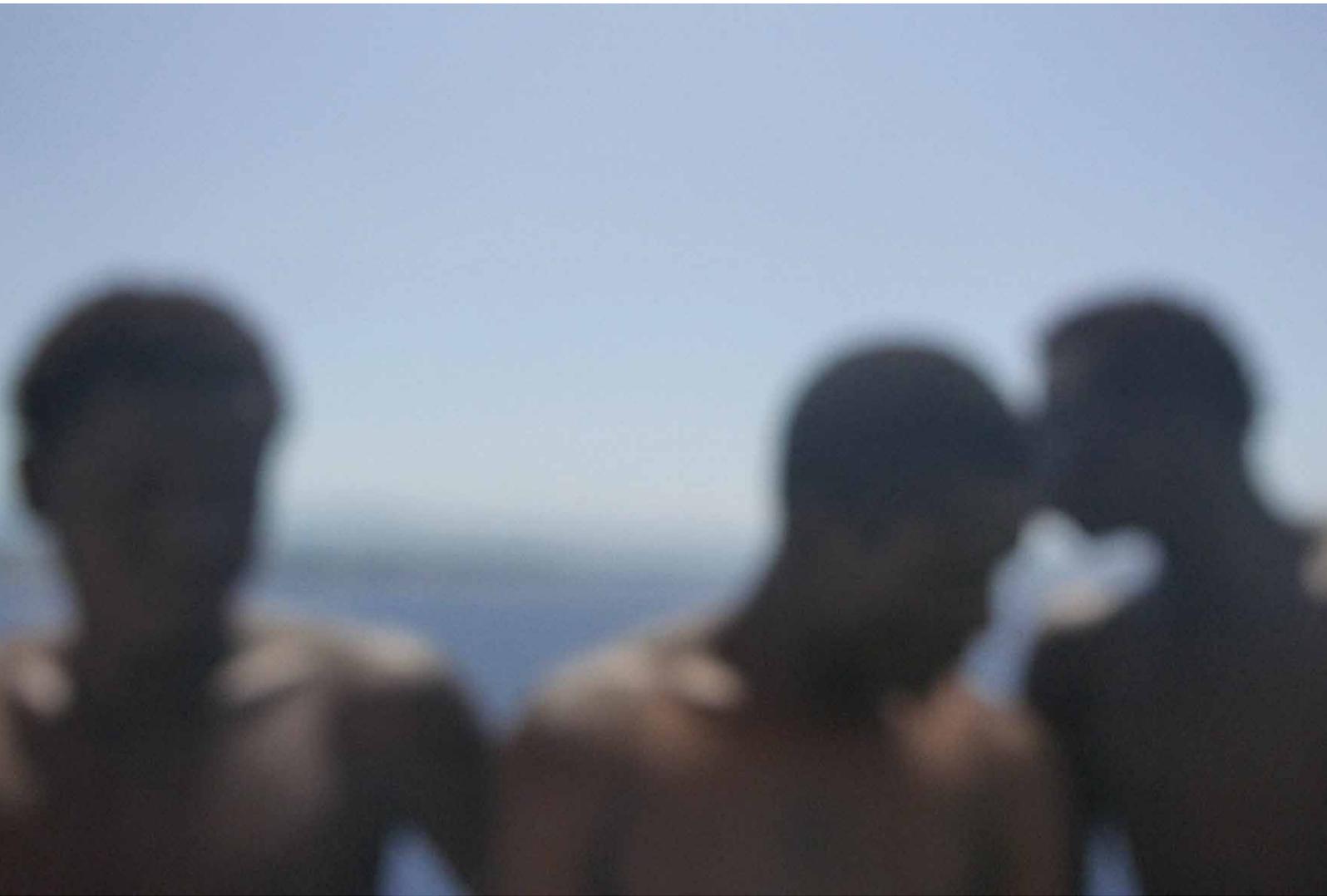
Schönheit in allen Ausprägungen spricht aber unsere Sinne an. Und die Sinne sind die Antennen für unsere Wahrnehmung mit direktem Draht in unser Herz. Schönheit kann die Welt nicht retten. Für eine Rettung der Welt brauchen wir zuallererst gute Bildung, reife Menschen, viel Energie und verantwortungsbewusste Personen an den Schaltstellen der Gesellschaft. Vielleicht schafft es die Schönheit aber, unser Herz zu öffnen, um das Menschsein in allen Facetten zu erfassen und dadurch neues Handeln zu ermöglichen: Das wäre dann eine kleine Rettung unserer schönen Welt.

*Nichts ist so schön und ehrenhaft,
als wahrhaft und wie es sich gehört ein Mensch zu sein,
und keine Kunst so schwer wie die,
dieses Leben recht und natürlich zu leben;
und die schrecklichste unserer Krankheiten ist die
Verachtung unseres eigenen Wesens.*
(Michel de Montaigne, Essais)



Foto: Hauswirth

Christian Kircher,
geb. 1964 in Spittal an
der Drau. Studium der
Betriebswirtschaftslehre an
der Wirtschaftsuniversität
Wien. Berufliche Stationen:
u. a. Dorotheum, Unilever,
Gillette. 2005–2016 kauf-
männischer Leiter/Finanz-
direktor Wien Museum.
Seit April 2016 Geschäftsführer der Bundestheater-
Holding GmbH. 1985–2015
aktiver Sänger im Arnold
Schoenberg Chor.



Edgar Honetschläger, 320 Filosofiana (Videostill), Video DCP, color, 5.1 surround, 2015. © Honetschläger

320 Filosofiana

An einer Epochenschwelle setzt das Video des österreichischen Künstlers Edgar Honetschläger an: Die berühmten Mosaiken der sizilianischen Villa del Casale bei Piazza Armerina aus dem 4. Jahrhundert nach Christus, für deren Erstellung der Auftraggeber in einer geistesgeschichtlichen und künstlerischen Umbruchszeit bewusst auf Künstler aus Nordafrika setzte, bilden den Ausgangspunkt eines bildkünstlerischen Diskurses, der sich mit der Musik des Komponisten Peter Ablinger verbindet. Bei den Dreharbeiten gerät der Künstler in Kontakt mit Flüchtlingen aus Nordafrika und kann nicht anders, als den epochalen Paradigmenwechsel der Antike mit den Flucht- und Migrationsbewegungen unserer Zeit zu verschränken. Während sich die Mosaikbilder in der künstlerischen Bearbeitung immer mehr auflösen, werden die Gesichter der Flüchtlinge in eine emotional bedrängende Nähe geholt.

Gute Grenzen, böse Grenzen?

Überlegungen zu Schutzmacht und Gewaltpotenzial von Grenzen
Von Astrid Mattes

Welche Grenzen brauchen wir? Die Frage, zu der ich einen Text aus politikwissenschaftlicher Perspektive schreiben soll, beschäftigt mich zunächst persönlich. Meine Mutter erzählte von einem Ausflug nach Budapest, den sie mit Freund/inn/en 1978 gemacht hatte. In dieser Geschichte spielt die Grenze eine entscheidende Rolle. Der Eiserner Vorhang ist das undurchlässige Tor zu einer anderen Welt, die Grenze ist bedrohlich und die Geschichte wird erst schön, nachdem der Grenzübergang passiert ist. Als Kinder haben mein Bruder und ich bei langen Autofahrten leidenschaftlich darum gestritten, wo die Grenze zwischen seinem und meinem Platz ist. Bei einer Grenzverletzung haben wir laut aufgeschrien, nach elterlicher Schlichtung verlangt und damit alle in den Wahnsinn getrieben. Nicht zuletzt habe ich die beklemmenden Bilder verzweifelter Menschen im Kopf, die das eigene Leben aufs Spiel setzen, um Grenzen zu überqueren.

In den Streitereien mit meinem Bruder, wenn Erschöpfung eingetreten war und wir endlich Ruhe gaben, war die Grenze vielleicht noch in unseren Köpfen präsent, wir hatten uns aber entschlossen, sie vorerst unbeachtet zu lassen. Nicht nur für das Kinderspiel gilt: Ob eine Grenze zum Ort der Auseinandersetzung wird, entscheiden letzten Endes jene, die sie benennen und ziehen. Ich war gerade ein Jahr alt, als die Grenze, von der meine Mutter bei ihrer Reise so eingeschüchtert war, abgebaut wurde. Für jene Menschen, die heute vor Mauern stehen, die in Schlauchboote steigen, die auf Zäune klettern, die den „falschen“ Pass haben, sind die Grenzen, die sie zu überwinden suchen, aber sehr real. Und jene auf der anderen Seite? Mein Bruder und ich wussten im Spiel wohl beide, dass wir eigentlich mehr als genug Platz hatten – aber darum ging es ja nicht.

Grenzen sind von dem Spannungsfeld geprägt, dass sie gleichzeitig Sicherheit durch Einbindung bieten und Gewalt durch Ausgrenzung erzeugen. Dies trifft auf physische Grenzen und territoriale Grenzziehung zu, aber auch auf ganz abstrakte Formen. Letztere sind wohl eher gemeint in der Frage danach, *welche Grenzen wir brauchen*. Obwohl bei Staatsgrenzen physische, symbolische und

rechtliche Grenzziehungen zusammenfallen, sind sie für wenige Menschen alltägliche Berührungspunkte. Die Grenzen, mit denen die Mehrheit der Menschen tagtäglich zu tun hat, sind eben nicht mit einem Schild gekennzeichnet. Es sind Grenzen wie die, die sich bereits in der mir für diesen Beitrag angetragenen Fragestellung findet: Grenzziehungen rund um ein WIR, für das diese Frage relevant ist und das über diese Grenzen entscheiden darf.

Grenzen als Schutz der Freiheit

In meiner Forschung beschäftige ich mich mit kollektiver Identität in der liberalen Demokratie. Hier lerne ich immer wieder aufs Neue, wie umkämpft dieses WIR, das ja sowohl mit dem zutiefst menschlichen Bedürfnis nach Zugehörigkeit als auch mit der politischen Frage nach Macht und Ressourcen zusammenhängt, heute ist. Diese Ambivalenz von Grenzen lässt sich auf unterschiedliche Arten beobachten. Für diesen Beitrag möchte ich über zwei sehr unterschiedliche konzeptionell-theoretische Blickwinkel auf Grenzen schreiben, die widersprüchlich wirken, aber in der Zusammenschau ein vollständigeres Bild von Grenzziehung ermöglichen: liberale politische Theorien und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Grenzziehung.

Die liberale politische Theorie als Konzept hinter der liberalen Demokratie ist bestrebt, möglichst große Freiheiten für alle Menschen in ihrem Wirkungsbereich sicherzustellen. Die Freiheit der Einzelnen so weit wie möglich zu schützen und ihre Gleichwertigkeit sicherzustellen sind die hehren Ziele dieser normativen politischen Theorie, die vielerorts zum systemischen Organisationsprinzip geworden ist. Was bedeutet es aber, Freiheit und Gleichheit sicherzustellen? Sie ahnen es schon: Es bedeutet, Grenzen zu ziehen – Grenzen, die jenen Bereich schützen, in dem der Eingriff in die Freiheit der Anderen beginnt. Für den Blick der liberalen Theorie gilt: Grenzen sind ein Schutzinstrument, um möglichst vielen möglichst große Freiheiten zu garantieren und um Gleichheit sicherzustellen. Grenzziehung ist somit eng mit dem Schutz der Rechte von Individuen und Gruppen verbunden.

Ganz eindeutig ist diese Grenzziehung aber häufig nicht zu machen. Häufig müssen Freiheitsrechte gegeneinander aufgewogen werden. Diese Graubereiche beschäftigen liberale Theoretiker/innen ganz intensiv, da normativ nach guten Wegen der Grenzziehung gesucht wird.

Grenzen als Ausschlusskriterium

Einen anderen Zugang haben kulturwissenschaftliche Theorieansätze, die Grenzziehungen dekonstruieren, um Strukturen der Exklusion aufzuzeigen. Anstatt die Schutzmacht der Grenze zu betrachten, wird hier das Gewaltpotenzial der Grenze zum Gegenstand der Untersuchung. Die grundlegende Annahme ist, dass jene Grenzziehung, die Menschen brauchen, um ein Selbstverständnis zu entwickeln (ich weiß, was ich bin, weil ich verstehe, was ich nicht bin), auch auf kollektiver Ebene passiert, dann aber häufig mit dramatischen Folgen. Wenn ein WIR nach denselben Kriterien konstruiert wird, werden jene Menschen, deren Merkmale als nicht zugehörig verstanden werden, ausgeschlossen. Man spricht von „Othering“. Solche Grenzziehung benennt die Merkmale, aufgrund derer Menschen dann diskriminiert und somit ungleich gemacht werden. Je deutlicher die Grenze benannt wird, desto drastischer der Ausschluss.

Dabei blickt solches Ausschließen auf eine lange Geschichte zurück. Vermutlich gab es zu jeder Zeit im Zusammenleben von Menschen jene, die ausgegrenzt wurden. Die Hereinnahme der Ausgegrenzten ist ein wiederkehrendes Thema in vielen alten Erzählungen und insbesondere auch in religiösen Quellentexten. Im Zuge der Gedenkrede zum 80. Jahrestag des 12. März 1938 sagt André Heller: „Vergessen wir nicht, dass am Anfang der nationalsozialistischen Herrschaft nicht Auschwitz, sondern die Ausgrenzung von Menschen, die als störend, als schädlich betrachtet wurden, stand“, und verweist damit auf jene Grenzziehungen, die die Shoah erst möglich gemacht haben.

Diese beiden Blicke auf Grenzen als (letzten) Schutz vor Übergriffigkeit und als Grundlage für (fatale) Ausgrenzung stehen so in unvereinbarem Widerspruch zueinander. Braucht es Grenzziehung, damit Menschen in Frieden und Würde miteinander leben können, oder verhindert genau diese Grenzziehung ein friedliches Miteinander? Beide Möglichkeiten, keine der beiden, jede Antwort scheint angesichts der Ambivalenz von Grenzen unbefriedigend.



Recht und Diskurs

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden theoretisch-konzeptionellen Brillen ist die Beschaffenheit der Grenzen, die hier in den Blick genommen werden. Diskursive Grenzziehung, also jene Prozesse, in denen ausverhandelt wird, wer Teil eines WIR ist, ist zunächst symbolisch. Solche symbolischen Grenzen können sich aber verfestigen und konkretere Konsequenzen, etwa soziale, ökonomische und schließlich auch rechtliche Ausgrenzung, zur Folge haben. Die Schutzgrenzen liberaler Demokratien sind rechtlicher Natur; Grund- und Menschenrechte, die durch rechtliche Grenzziehung genau jene Katastrophen zu verhindern versuchen, die mit diskursiver Grenzziehung beginnen mögen.

Die Antwort auf die Frage, welche Grenzen WIR brauchen, scheitert, da das WIR einer Gesellschaft alles andere als gegeben ist. Und wenn es ein WIR gibt, ist es so vielfältig, dass es darin viele Zielsetzungen in Sachen Grenzziehung gibt. Von „no border, no nation“ bis zur „Festung Europa“ ist in diesem WIR in Zeiten wachsender politischer Polarisierung alles vertreten. Aber nicht alle Stimmen finden gleich viel Gehör. Aus dem kulturwissenschaftlichen Verständnis von Diskursen wissen wir, dass nicht alle mitsprechen können, dass nicht alles gesagt werden kann und dass sich in diskursiven Prozessen verfestigt, welche Denkweisen überhaupt zur Verfügung stehen.

Die liberale Theorie gibt als normative Denkschule ganz klar vor, dass Freiheit und Gleichheit auszubauen sind – mit universalem Anspruch. Das bedeutet dann, Ungleichbehandlungen und Freiheitseinschränkungen aufgrund von Diversitätsmerkmalen wie Alter, Geschlecht, Religion, sexueller Orientierung etc. möglichst zu eliminieren und durch rechtliche Grenzen abzusichern. Die Frage der Grenzziehung wird hier erst dann problematisch, wenn die Rechte einer Person oder Gruppe im Widerspruch zu den Rechten einer anderen

stehen; aber auch dann, wenn das Denken anhand essentialistischer Differenzmerkmale scheitert und Menschen sich eben nicht in rechtlich klar abgegrenzten Kategorien abbilden lassen.

Grenzziehung als Machtfrage

Österreich hat, ganz der (west-)europäischen Entwicklung entsprechend, in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg eine deutlich liberaldemokratische Entwicklung eingeschlagen. Grund- und Menschenrechte haben sich verfestigt und wurden bis heute nach und nach um ehemals ausgegrenzte Gruppen erweitert. Vom Siegeszug der liberalen Demokratie, vom „End of History“ war – mit Francis Fukuyama gesprochen – die Rede. Nicht nur berechtigte Kritik an einem gar deterministischen Weltbild, sondern auch jüngste illiberale Entwicklungen der vergangenen Jahre, wie etwa in Ungarn und Polen, stehen dieser Aussage entgegen.

Auch diskursive Grenzziehung, wie sie momentan in Österreich und vielen anderen europäischen Ländern passiert, schlägt eine andere Richtung ein. Der kulturwissenschaftliche Blick zeigt, dass die Ausgrenzung von Menschen anhand ihrer Herkunft und Religion aktuell im Mainstream der politischen Debatte passiert und keineswegs eine Randerscheinung ist. Vieles gibt Grund zur Sorge, wenn man die normative Zielsetzung der liberalen Demokratie als positive Ausrichtung betrachtet. Es ist aber naiv, dies als gegeben hinzunehmen. Genauso wie Menschen für Gleichheit kämpfen, gibt es jene, die sich engagiert für Ungleichheit einsetzen.

Wie immer sind die Kirchen und Religionsgemeinschaften auch hier ein Spiegel der Gesellschaft; all diese Positionen finden sich auch in ihnen wieder. Welche Grenzen brauchen also Kirchen und Religionsgemeinschaften? Das hängt ganz entscheidend davon ab, welches Selbstverständnis die Kirchen und Religionsgemeinschaften haben, wer das WIR ist, für das sie

sich einsetzen. Religion geht zumeist mit einer umfassenden Vorstellung von dieser und für diese Welt einher und ist damit nicht wie eine Interessensvertretung nur auf jene beschränkt, die sich unmittelbar zu ihr bekennen. Theolog/inn/en würden vielleicht von Schöpfungsverantwortung sprechen. Als Politikwissenschaftlerin sehe ich aber auch die Machtverhältnisse in den Kirchen, Kämpfe um Ressourcen und Deutungshoheit, die diesen „göttlichen Auftrag“ – wie mir scheint – oft hintanstellen.

Kirche(n) in Versuchung

Um Ausgrenzung entgegenzuwirken braucht es zuallererst ein Durchringen dazu, dass dieser Ausgrenzung entgegengewirkt werden *soll*. Gerade wenn Religion in den vergangenen Jahren immer mehr zu einem Mittel der diskursiven Grenzziehung wird – ein christliches WIR, das muslimische ANDERE –, tut sich eine große Versuchung für die etablierten Kirchen auf: Bedeutung gewinnen durch Ausgrenzung anderer. Das Gegensatzpaar *Grenzen brauchen* und *Grenzen missbrauchen* ist demnach auch für Kirche heute relevant.

Aus Sicht der normativen liberalen politischen Theorien lautet die Antwort auf die Frage danach, welche Grenzen hier gebraucht werden: Grenzen sind dort zu ziehen, wo Freiheitseinschränkung passiert. Die kulturwissenschaftliche Brille zeigt, dass Abwertung und diskursive Ausgrenzung eine solche Freiheitseinschränkung darstellen. Dem kann – dieser Denkweise zufolge – aber durch proaktive Einbindung, eine eindeutige Positionierung und eine starke Stimme in der Debatte um das WIR entgegengewirkt werden. Die Katholische Kirche hat in Österreich eine solche starke Stimme, die gehört wird, und kann mit beeinflussen, welche Denkweisen im Diskurs zur Verfügung stehen.

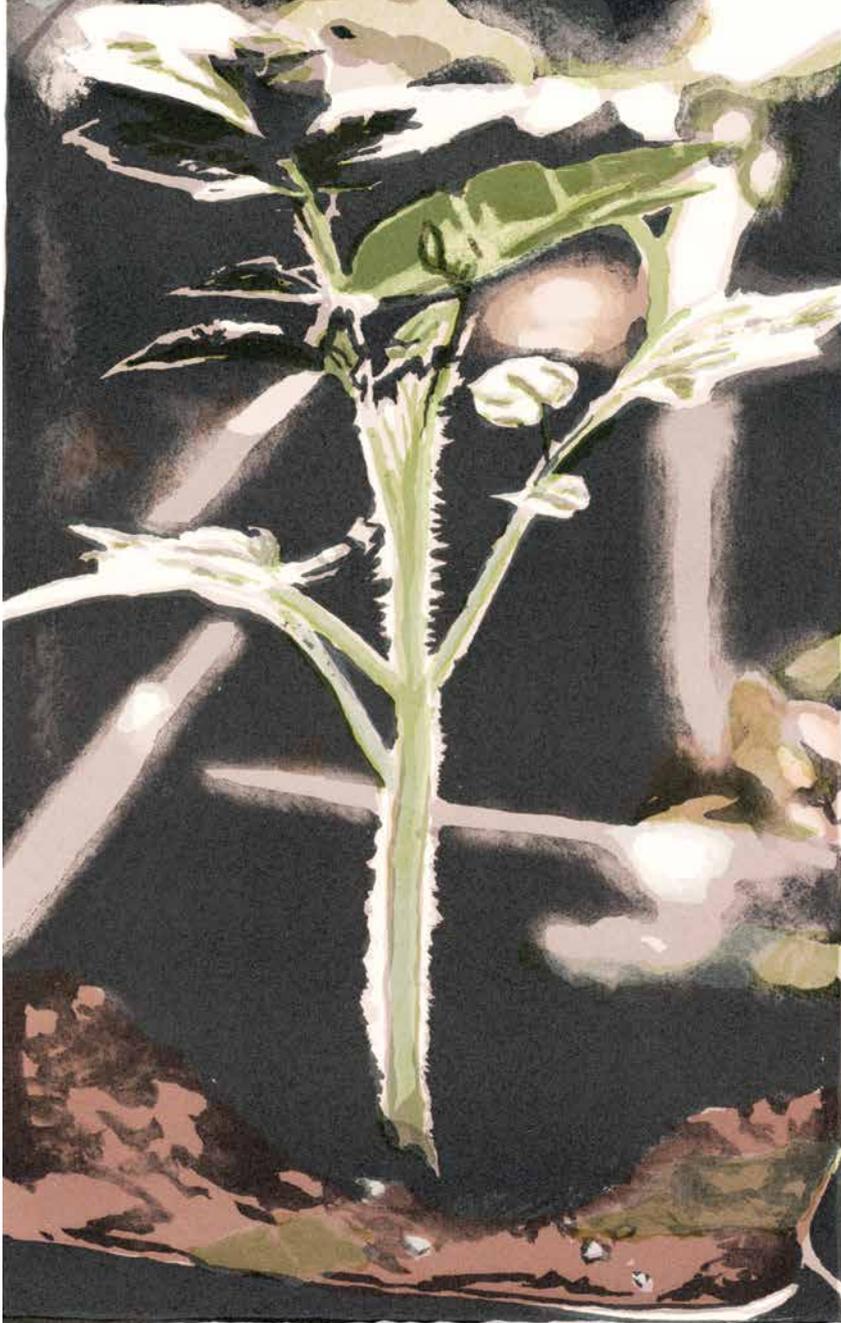
Das heute so präzente und weitreichende Bekenntnis Europas zur Vermeidung von Ausgrenzung hat sich im Bewusstsein der Verbrechen europäischer Geschichte entwickelt. In dieser Geschichte sind Kirchen so manches Mal der Versuchung des Bedeutungsgewinns auf Kosten anderer erlegen. Wenn man 2018 also 1938 gedenkt, liegt eine Antwort auf die Frage nach der richtigen Grenzziehung nicht nur aus liberaldemokratischer, sondern auch aus historischer Perspektive auf der Hand: im Zweifel immer im Sinne der universalen – also nicht begrenzten – Menschenwürde.

Die Literaturangaben finden sich unter:
<https://khg.graz-seckau.at/bildungskultur>



Foto: Weiwurm

Astrid Mattes ist Migrationsforscherin am Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Sie hat in Wien und Limerick Politikwissenschaft und Vergleichende Religionswissenschaft studiert. In ihrer Forschung beschäftigt sich Mattes mit Migrations- und Integrationspolitik, Diversität in liberalen Demokratien und dem Islam in Europa.



Luc Tuymans, O.T., (Entwurf für Gene, Wandarbeit im Grazer Mausoleum), 2018. Courtesy of the Artist

Gene

Direkt neben der Grabkammer in der Gruft des als Monument der Gegenreformation inszenierten Grazer Mausoleums von Kaiser Ferdinand II. malt der belgische Künstler Luc Tuymans eine Blume. Dass sie genmanipuliert sein könnte, erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Wie auch andere Werke des Malers wirkt das Bild wie eine verblasste Fotografie, die durch den Malprozess reaktiviert wurde. Dass er in Belgien als Sohn einer Mutter, deren Familie sich im Widerstand gegen den Nationalsozialismus engagierte, und eines Vaters, dessen Familie mit der Ideologie des Dritten Reiches verbunden war, aufgewachsen ist, beeinflusst nicht nur seine biografische Entwicklung, sondern auch seine Bildwelt. Seine scheinbar stillen Bilder sind voller Anspielungen auf Geschichte, drängende Zeitfragen und Politik. Die religiösen Energien der Gegenwart sieht Tuymans mit großer Besorgnis, denn sie bergen auch Fanatismus in sich. „Es wäre besser gewesen, Theologie als Kunstgeschichte studiert zu haben, um zu verstehen, was sich derzeit in der Welt abspielt“, sagt er.

Muss ich heute Angst haben?

Von Paul Zulehner

Man schrieb das Jahr 1933. Es war die Zeit der „Großen Depression“. Da sagte der 32. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Franklin D. Roosevelt, in seiner Antrittsrede: „The only thing we have to fear is fear itself.“ Was uns wirklich Angst machen sollte, ist die Angst selbst.

Urangst

Zuvorderst: Man muss die Menschen gar nicht aufordern, Angst zu haben. Auch heute nicht. Denn jeder Mensch trägt von Anfang seines bewussten Lebens an eine „Urangst“ am Grund seiner Seele, die im Lauf des Lebens viele Gesichter erhält. Menschliches Leben geht nicht ohne Angst.

Dabei lohnt es sich, Angst und Furcht zu unterscheiden, was gar nicht so einfach ist. Mein Vorschlag dazu: Die Angst sitzt im Bauch, die Furcht im Kopf. Die Angst ist irrational, die Furcht rational. Die Angst lähmt, die Furcht macht kämpferisch. So verstehe ich ganz gut, dass Dorothee Sölle auf einem Evangelischen Kirchentag den Versammelten zurief: „Fürchtet euch endlich!“

Dass alle Menschen Angst haben, daran lassen die tiefeschürfenden Reflexionen der Tiefenpsychologin Monika Renz keinen Zweifel. Mit dem Erwachen des Bewusstseins kommt Urangst auf, die uns ein Leben lang begleitet. Dabei nimmt sie anthropologisch an, dass wir alle aus einer paradiesischen Ureinheit mit dem Sein kommen, welche die Religionen der Welt das Paradies nennen. In diesem Zustand gelangt das werdende Menschenwesen in den Mutterschoß, anfangs noch umfassen vor einem vorbewussten Urvertrauen in das Sein, an dem jedes Menschenwesen teilhat. Dieser Kern bleibt immer, wie das Sein auch. Carl G. Jung nannte es das „Selbst“ des Menschen. Dann aber entfaltet sich in zögerlichen Schritten das Ich-zentrierte Bewusstsein. Das Menschenwesen – noch (wie) im Paradies – gerät vor den „Baum der Erkenntnis“ (Gen 2,17). Es nimmt sich selbst wahr in einer Welt, die es selbst nicht ist. In dieser Entwicklungszeit taucht Urangst auf. Diese

hat zwei Hauptdimensionen: In der lauten und fremden Welt, die das zum Bewusstsein erwachende Menschenwesen wahrnimmt, kann es sich „verloren“ fühlen. Es ist zu viel. Oder aber es fühlt sich „bedroht“: weil die Angst vor dem Zuwenig aufkommt – ein Gefühl, das nach der Geburt, wenn das Menschenwesen abgenabelt ist vom geschützten Raum des Mutterschoßes und seiner Rundumversorgung, vielfältige konkrete Formen annehmen kann.

Urvertrauen: To Be Connected

Von diesem Entwurf der Menschwerdung aus wird klar, dass Urvertrauen und Urangst jeden Menschen von Anfang an prägen. Lebenskunst bedeutet dann, durch das stets gegenwärtige bedrohliche Dunkel der Angst durchzudringen in den lichten Raum des Urvertrauens. Fragmentarische Erfahrungen können dabei „Vertraute“ spielen – elterliche Menschen, geliebte Personen, ein Gemeinschaftsklima, das von Vertrauen geprägt ist. Doch tragen diese fragmentarischen Erfahrungen mit Vertrauten letztlich nicht, schon gar nicht in Einsamkeit, im Sterben und im Tod. Entscheidend ist es, „to be connected“ (Richard Rohr): also mit dem Urvertrauen, damit dem Grund des Seins, mit Gott, sagen die Weltreligionen, verbunden zu sein. Vielleicht war es Jesus, dem Mystiker aus Nazaret, vergönnt, dauerhaft mit diesem Grund, den er seinen Vater nannte, verbunden zu sein – auch in der Gottverlassenheit des grausamen Sterbens am Kreuz. Wir hingegen mühen uns gleichsam in einer ständigen Jo-Jo-Bewegung, die Dunkelheit der Ängste zu durchdringen und Spuren der Verbundenheit mit dem Licht des Seins zu erleben und das in unserem Kern ruhende Urvertrauen zu wecken. Spirituelle Praktiken, religiöse Rituale, Musik mit ihren Klängen und Rhythmen, manchmal auch bis in pränatale Zeiten sich vortastende Therapien, verbunden mit heilenden Klangreisen, können die Verbundenheit mit dem Selbst, mit dem Ursprung, erfahrbar machen. Inmitten der Angst wächst uns dann Vertrauen zu.

Persönlich

Der Ausspruch Franklin D. Roosevelts kann zunächst auch persönlich gelesen werden. Das einzige, was das Ich in seinem Leben fürchten soll, ist ein „Leben geprägt von Angst“, genauer: in dem das Vertrauen der Angst unterliegt. Monika Renz nimmt an, dass Menschen, die vorwiegend Angstgeprägt sind, sich gegen diese aus Selbstschutz wehren. Sie nennt als Selbstsicherungsstrategien Gewalt, Gier und Lüge. Gewalt versucht das Bedrohliche zu vernichten, Gier errichtet materielle Schutzwälle, Lüge maskiert und führt Bedrohliches in die Irre. Es ist also stets die Angst, die böse macht, so Eugen Drewermann in seinen epochalen drei Bänden über die Schöpfungsgeschichte im Anschluss an Søren Kierkegaard. Das Bild von der „Prägung durch die Urangst“ kann als moderne Theologie der „Erbschuld“ gelesen werden.

Im Gegensatz dazu vermögen Vertrauensgeprägte Menschen zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Wenn menschliche Reife in der Liebe kulminiert, dann ist das Vertrauen, näherhin die spirituelle Verwurzelung im Urvertrauen, die beste Voraussetzung für die Menschwerdung. Dazu, sagt die christliche Theologie, ist der Mensch als Ebenbild eines liebenden Gottes erschaffen: eine Liebende, ein Liebender zu werden. Angst hingegen ist der Feind des Liebens, damit der Feind der Menschwerdung. Aus wohlverstandener Selbstinteresse an der eigenen Reifungs- und Menschwerdungsgeschichte muss sich jeder Mensch persönlich klarmachen: „The only thing I have to fear is fear itself.“

Politisch

Roosevelt meinte seine Aussage freilich politisch. Auch in dieser Hinsicht sind Monika Renz' tiefenpsychologische Annahmen in analoger Weise hilfreich. Das Ziel der Politik ist es, das eine Welthaus zu schützen und – was davon nicht getrennt werden kann (so Papst Franziskus in *Laudato si'*) – zum Wohl aller in der einen Menschheit „Frieden aus Gerechtigkeit“ zu schaffen. Eine solche Politik muss durch eine solidaritätsbereite Bevölkerung abgestützt werden. Solidarität gehört nun nach den Studien, die ich zusammen mit Hermann Denz in den Jahren 1992 und 2002 an der österreichischen Population gemacht habe, zum schönen Selbstbild der meisten Menschen. In ähnlicher Weise halten sich übrigens nach wie vor viele Menschen im Land für religiös. Dieser Wunsch nach Solidarität erstickt aber auf dem langen Weg zur Tat in einem Dschundiffuser Ängste, so der empirische Befund.

Dies zeigt sich derzeit konkret am Umgang mit den schutzsuchenden Menschen, die aus den traumatisierenden Kriegsgebieten in unser Land kommen. Durch eine Studie über die Ängste der Menschen in der Flüchtlingszeit sind viele Variationen der Angst ans Licht gekommen: biografische Verlustängste, soziale Abstiegsängste, kulturelle Entfremdungsängste, die Angst, in einem Leben von mäßigen neunzig Jahren mit der maßlosen Sehnsucht nach dem Himmel auf Erden zu kurz zu kommen (siehe dazu auch Marianne Gronemeyers Werk „Das Leben als letzte Gelegenheit“). Dazu kommen schließlich gesichtslose Ängste.

Die Ängste der Menschen in der Flüchtlingszeit sind wiederum Variationen der in uns lauernden Urangst: vor dem Zuviel (das schaffen wir nicht, wir werden von einer Lawine überrollt) oder vor dem Zuwenig (die Flüchtlinge plündern unseren Sozialstaat, so dass für uns selbst zu wenig bleibt).

Die Analyse der Daten der Flüchtlingsstudie hat einen klaren Zusammenhang zwischen dem Potenzial an Angst in der jeweiligen Person und ihrer Haltung und Handlungsneigung in der Flüchtlingspolitik erbracht. Menschen mit überdurchschnittlich vielen Ängsten tendieren weit mehr zu Abwehr und Abschottung als Personen mit wenig Ängsten. Abwehr äußert sich in Sätzen wie: Es braucht Zäune an den Grenzen, Europa ist zur Festung auszubauen, es kommen lediglich Wirtschaftsflüchtlinge und Kriminelle, das alles wird in einer Katastrophe enden. Ist aber das (empirisch gemessene) Angstpotenzial in einer Person unterdurchschnittlich niedrig, dann ist diese bereit zur vorübergehenden Aufnahme oder zu dauerhafter Integration, sie engagiert sich für das Erlernen der Sprache, kümmert sich um Arbeit und Wohnen und ist der zuversichtlichen Ansicht, das alles gemeinsam und in internationaler Solidarität zu schaffen.

Angela Merkels „Wir schaffen das“ ist eine Art Mantra des Vertrauens bei den Zuversichtlichen. Die Gruppe der Abwehrenden hingegen hält sich an Viktor Orban. Die einen merken, die anderen organisieren. Die einen riskieren eine „Politik des Vertrauens“, die anderen beschwören eine „Politik der Angst“. Die einen stärken die im Vertrauen wurzelnden Ressourcen an Solidarität in der Zivilgesellschaft (Rotes Kreuz, Hilfswerk, Künstler/innen, Diakonie und Caritas, manche Medien). Die anderen wecken die latenten Ängste und spielen wahltaktisch mit der Urangst, um von Verängstigten gewählt zu werden. Ruth Wodak, Wiener Politologin, hat viele Parteien in Europa und in



den Vereinigten Staaten erforscht. Mit detaillierten Textanalysen hat sie belegt, dass vor allem die so genannten rechtspopulistischen Parteien eine „Politik mit der Angst“ betreiben.

Der französische Politologe Dominique Moïsi weist in seiner Studie „The Geopolitics of Emotion“ darauf hin, dass es nicht nur einzelne Parteien sind, die Angst begünstigen, sondern dass es kontinentweite Kulturen der Angst gibt. Das betreffe nicht „Chindia“, also China und Indien zusammen. Dort dominiere „hope“: Hoffnung und Zuversicht. Eine eigene Lage habe die arabische Region, die durch die westliche Welt „humiliation“ (Demütigung) erleide. Spätestens seit 9/11 ist aber Amerika von einer „Culture of Fear“ (Frank Furedi) geprägt. Dasselbe gelte seit der Finanzkrise 2008 für ganz Europa. So bezeichnet der Bochumer Soziologe Heinz Bude das heutige Deutschland schlicht als Angstgesellschaft.

Angstgesellschaften aber neigen zur Selbstverteidigung. Ein nationalistisches „We First“ macht international die Runde, in den USA ebenso wie in manchen Ländern Europas. Alle europäischen Demokratien haben inzwischen Parteien, die diesem Programm huldigen. Wo aber politisch die Angst regiert, kommt es – analog zum Leben der einzelnen Person – ziemlich unausweichlich zu Krieg und Terror, Finanzgier und Korruption. Dies versperrt den Weg in eine gerechte und damit friedliche Zukunft.

Muss man heute Angst haben?

Damit lässt sich die in der Überschrift gestellte Frage annähernd beantworten. Man muss dann Angst haben, wenn das zwischenmenschliche und internationale Vertrauen verloren geht. Dann stellt sich nach einer Politik des Vertrauens, die Gerechtigkeit und Frieden sucht, eine Politik der Angst ein, die meint, dass es auf Dauer friedvolle Inseln des Reichtums inmitten einer Welt voll von Armut und Zerstörung des einen Welthauses gibt.

Man muss Angst haben vor all jenen, welche die immer vorhandenen, aber heute kulturell wie auch von manchen Medien anschwellenden Ängste für ihre taktischen Interessen ausbeuten. Mögen sie kurzzeitig parteipolitischen Erfolg bringen: Langfristig ist das Bespielen von Ängsten die Anleitung zur Destabilisierung der Welt durch Ungerechtigkeit, Terror und Krieg. Man muss also solange nicht Angst vor der Angst haben, solange es gelingt, inmitten der Angst so viel Vertrauen zu gewinnen, dass man in der Angst bestehen kann.

Die kreative Schlüsselfrage lautet daher nicht, wie man Angst beheben, sondern inmitten der Angst als für die Liebe geschaffene Person überleben und politisch weitsichtig (weil solidarisch) handeln kann. Das geht, wenn die Analysen stimmen, nur, wenn es mehr Vertrauen als Angst gibt.

Dem Vertrauen Übergewicht zu schaffen ist aber eine zutiefst spirituelle Angelegenheit. Unter einem offenen Himmel lässt sich wohl in der Angst besser bestehen, als wenn der Himmel verschlossen, der Zugang zur Urquelle des Vertrauens also kulturell verschüttet ist. Mutiert Europa deshalb zu einem „Continent of Fear“, weil ihm die spirituellen Ressourcen abhandenkommen? Von hier aus ist es paradox, dass gerade jene eine Politik der Angst betreiben, die sich um das christliche Abendland Sorgen machen.

Die Literaturangaben finden sich unter:
<https://khg.graz-seckau.at/bildungskultur>

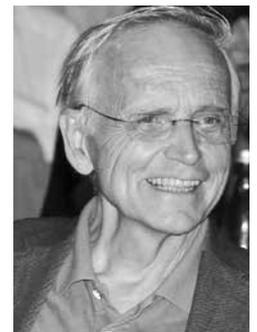


Foto: Zulehner

Paul Michael Zulehner, geb. 1939 in Wien. Studium der Philosophie und Theologie in Innsbruck, München und Wien. 1964 Priesterweihe. Nach wissenschaftlichen Stationen u. a. in Bamberg und Konstanz war er 1984–2008 Professor für Pastoraltheologie in Wien. 2000–2007 Dekan der Kath.-Theol. Fakultät Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a. „Entängstigt euch! – Die Flüchtlinge und das christliche Abendland“ (Patmos 2016).



Markus Wilfling, O.T. (Gott würfelt nicht), 2008, 22x16 cm. QL-Sammlung Graz

„Gott würfelt nicht“

Scheinbar spielerisch wirft der Künstler Markus Wilfling die Frage nach Rationalität und Denken im Zusammenhang mit der Frage nach Gott und dem Glauben auf. „Gott würfelt nicht“ heißt seine Kreuz-Skulptur, die sich auf Albert Einsteins berühmtes Diktum bezieht, das der Wissenschaftler gegen die stochastischen Erklärungen der Quantenmechanik über das Zufallsprinzip in einem Brief an einen Kollegen geschrieben haben soll. Den Agnostiker Einstein, der nicht an einen persönlichen Gott glaubte, aber auch nicht den Zufall als Letztprinzip akzeptieren konnte, bringt der Künstler mit dem im gekreuzigten Jesus Christus handelnden Gott der Bibel in Berührung. Er wirft dadurch vielmehr Fragen auf, als dass er sie beantworten könnte oder wollte. Diejenige etwa nach Gott und seinem Verhältnis zum von ihm zuerst geliebten Volk Israel und der Katastrophe von Auschwitz oder diejenige, ob das Kreuzesgeschehen eine Antwort darauf zu geben vermag; diejenige nach Gottes Allmacht, oder die, ob er die Liebe sei. Das Künstler-Kreuz verweigert sich der Kultbildtradition genauso wie der einer Funktionalisierung als katechetischer Bedeutungsträger; eine Denk-Aufgabe stellt es allemal.

Wollen wir noch selbst denken?

Von Martin Jäggle

„Euer Glaube muss fragwürdig sein, würdig eurer Frage!“ Dieser Satz bei einem Kongress der Katholischen Jugend im Jahre 1967 hat das treffend in Worte gefasst, was mich damals bewegt hat und nicht aufgehört hat, mich zu bewegen. Es sind nun einmal die Fragen und Zweifel, die nicht nur das Denken weiterbringen, sondern auch den Glauben wesentlicher werden lassen. Bei einem Wort etwa wie „Jüngerschulung“ assoziiere ich allerdings eher Kadenschulung und keinesfalls „selbst denken“. Wer immer die eingangs gestellte Frage beantwortet, sieht im „Selbstdenken“, davon gehe ich jedenfalls aus, etwas Wichtiges, Positives und qualifiziert es nicht als subjektiv und beliebig ab angesichts einer allumfassend, allgemein, objektiv, immer gleich und stets gültig gedachten katholischen Wahrheit. Vom 2. Vatikanischen Konzil und dem immer wieder beklagten 68er-Jahr angestoßen, bekam das „Selbstdenken“ auch in der Katholischen Kirche weitgehend hohes Ansehen, auch wenn „Denken“ in Handbüchern theologischer oder religionspädagogischer Grundbegriffe keines Stichwortes gewürdigt wird und im Register der Einheitsübersetzung ebenfalls nicht zu finden ist. Und doch irritiert mich die obige Frage in mehrfacher Weise.

„noch“

Fünf Worte hat diese Frage, in deren Mitte ein kleines Wort steht, das Adverb „noch“, dem offensichtlich eine zentrale Bedeutung zukommt. Damit wird eine allgemeine Frage gewissermaßen geschichtlich in einer Gegenwart verortet, die interpretiert wird als Zeit der Veränderung, als Wendezeit, Umbruchszeit, Krisenzeit, jedenfalls als Zeit, in der etwas den Charakter des Selbstverständlichen

verloren hat. Zugleich wird die Zeit davor als eine Zeit eingeordnet, in der das „Selbstdenken“ ungefährtete Normalität war, die nun in irgendeiner Weise zu Ende gehen könnte oder dürfte. Was die Zeit danach betrifft, ist es „noch“ offen; sie wird aber eher skeptisch beurteilt.

Die Frage nach dem „Selbstdenken“ erhält mit dem Wörtchen „noch“ einen Touch des Lamentierens, genährt aus dem Blick auf eine Vergangenheit, die gut, aber doch besser wäre als die Gegenwart. Dieses Phänomen ist auch andernorts festzustellen: So hat in den letzten vierzig Jahren jeder dritte katholische Fachbeitrag in der Religionspädagogik dasselbe getan. Dort wurde mit der Verwendung des Wortes „Krise“ die Gegenwart mit den Maßstäben der Vergangenheit gemessen und als Bedrohung bzw. Verfall interpretiert. Damit können die Gegenwart und ihre besonderen Möglichkeiten auf Zukunft, so Stefan Altmeyer (Religionspädagoge in Mainz), nicht angemessen wahrgenommen werden. Die Gegenwart – und Zukunft – werden zur gefährdeten Vergangenheit gemacht.

Dieses „noch“ inmitten der Frage nach dem „Selbstdenken“, der ersten und somit vorrangigen Frage eines auf Zukunft ausgerichteten Prozesses, ist mehr als merkwürdig allein schon in der Einschätzung der Vergangenheit. War „selbst denken“ bisher eine Normalität? Und wenn ja: wo und bei wem? Im Gedenkjahr 2018 provoziert es die Frage: Wie war das mit dem „Selbstdenken“ im Jahr 1938 und in den Folgejahren? Galt damals und auch danach nicht die Devise: „Überlasst das Denken den Pferden, die haben die größeren Köpfe.“ Und es waren zu viele, die dazu nicht besonders genötigt werden mussten. Wie das „Selbstdenken“

angesichts dessen, was sich im Leben bewahrheitet, im Laufe eines Lebens errungen werden kann und muss, dokumentiert die Grazer Dissertation von Renate Wieser „Fromm bin ich nicht, aber ich glaube schon ...“. Glaubensdiskurse und religiöse Subjektivierungsweisen katholisch sozialisierter alter Frauen im 21. Jahrhundert, Graz 2011. Zu viele kirchliche Dokumente und Äußerungen bis in die jüngere Zeit hinein konnten nicht als Ermunterung zum „Selbstdenken“ aufgefasst werden; ja, einige haben das „Selbstdenken“, sollte es öffentlich werden, sogar mit Sanktionen versehen. Um ganz in der Gegenwart anzukommen sei auf den tschechischen Priester und Philosophen Tomáš Halík verwiesen, für den populistische Politiker/innen heute die besondere Gabe haben, das zum Ausdruck zu bringen, „was Menschen denken, die nicht denken“.

„wollen“

Kirchliche, insbesondere katholische Texte, so eine Journalistin in ihrem Beitrag auf einem Kongress der *Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie*, erkenne man an ihrem *Müsstizismus*. So steht auch hinter dem „Wollen“ der Frage ein normativer Anspruch: Eigentlich müssten wir „selbst denken“ wollen, aber wir wollen es eben nicht (mehr) oder zu wenig. Mich beschäftigt das „Wollen“ weniger als das „Können“, denn das „Wollen“ legt alles in die Bereitschaft und Entscheidung Einzelner. Demgegenüber lässt mich die Frage nicht los: Was fördert das „Selbstdenken“ strukturell und was hindert es? Ich frage nach den Bedingungen, Möglichkeiten und Anreizen zum „Selbstdenken“ innerhalb von Bildungseinrichtungen.

Volksschulkinder wurden gefragt, was sie gut können und was Erwachsene gut können. Dass Kinder besser spielen und Erwachsene besser arbeiten können, erwies sich als ein erwartbares Ergebnis. Aber in der Einschätzung der Kinder können diese genauso gut denken wie Erwachsene. Das Problem ist, so ergänze ich, dass Erwachsene dies zu wenig wissen, würdigen und dem zu wenig Raum geben. Die Kreativität, zu der Kinder durch ihr „Selbstdenken“ imstande sind, nicht weil sie es „müssen“ bzw. „wollen“, sondern weil sie es tun, ist vielfach belegt und könnte den so genannten Erwachsenen zu denken geben. „Davon hat die Religionslehrerin gesprochen“, sagte Anna, als beim Mittagessen die Suppe ausgeteilt wurde, „Gott, der Schöpfer.“ Dieses Missverständnis führte lange zu Gesprächen, an deren Ende Anna feststellte: „Die Religionslehrerin glaubt immer noch, dass Gott den Menschen aus Lehm gemacht hat. Ich aber stelle mir das so vor:

Wenn ich träume und meiner Puppe ein Kleid nähe, dann habe ich auch keine Nadel und keinen Faden. So ist es auch bei Gott. Nur bei Gott hat es Bestand.“ Inwieweit sind Schulen Orte des (Nach-)Denkens? Geben sie dafür Raum und Zeit – gerade als Orte der Muße (συχολή)? Ermütigen sie nicht nur zum „Selbstdenken“, sondern dies auch zu sagen? Mit den Worten „Hier an dieser Schule werden Sie nie hören, was die Kinder wirklich denken“, machte eine Frau den US-amerikanischen Kinderpsychoanalytiker Robert Coles darauf aufmerksam, für seine Forschungen in die Familien zu gehen. Wie sehr die Organisationskultur festlegt, was gesagt und worüber gemeinsam nachgedacht wird, ist in Helena Stockingers soeben erschienener Dissertation „Umgang mit religiöser Differenz im Kindergarten“ nachzulesen.

„Im Religionsunterricht kann ich offen meine Meinung sagen.“ Diese Feststellung freut zu Recht die jeweiligen Verantwortlichen. Für den Religionsunterricht spricht auch sein junge Menschen würdigendes Klima. Aber eine Meinung zu haben bedeutet nicht, dass diese Ergebnis von Denken wäre, das in seinem Kern stets kritisch ist oder gar ein Kennzeichen von Bildung. Bei aller Freude am Denken lebt es wesentlich von Herausforderungen, Fragen und Zweifeln, kann letztlich anstrengend und riskant sein und braucht Ausdauer und Struktur. Treffend beschreibt es Hannah Arendt, wenn sie ein „Denken ohne Geländer“ versucht.

Ein Lichtblick sind alle Bemühungen um ein „Philosophieren und Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen“ – im Kindergarten angefangen –, die auf der Fähigkeit des Menschen zu staunen und zu fragen aufbauen, um gemeinsam mit anderen Antworten zu erkunden und zu prüfen. So können junge Menschen ihre je eigenen Zugänge zu den großen Fragen und Antworten finden, sie durchdenken und zum Ausdruck bringen. Die unterschiedlichen Qualifikationsangebote dafür verhelfen dazu, Kinder und Jugendliche zum Philosophieren und Theologisieren anzuregen und sie auf ihrem Weg zu begleiten. So ist ein fachdidaktisches Pflichtseminar „Philosophisch und theologisch denken“ (lernen) seit 2008 Teil des Curriculums an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Aber ein Fachdidaktik-Seminar löst nicht die Frage: Fördert das Theologiestudium insgesamt das „Selbstdenken“, nicht nur von der Zielsetzung und den guten Absichten der Verantwortlichen her, sondern auch faktisch? Erwerben Studierende quer durch alle Fächer und Inhalte die Fähigkeit, „selbst theologisch zu denken“ als Schlüsselqualifikation? Und was wären die Voraussetzungen, dass dies möglich wird?



Wollen wir
noch selbst
denken?

„wir“

Wer ist in der Frage das Subjekt „wir“? Ist damit die steirische Gesellschaft gemeint? Das sicher nicht, weil eine Gesellschaft nicht das Subjekt eines „Selbstdenkens“ sein kann; auch nicht, wenn man sie zum Zwecke des Ausschlusses der Anderen als nationales Volksganzes imaginiert, was hier sicher nicht gemeint ist. Ist „wir“ die Diözese Graz-Seckau? Wenn dies zuträfe, dann stellte sich die Frage: Wo hat das „Selbstdenken“ dieser Diözese bisher stattgefunden, und wodurch hat es seine Selbstverständlichkeit verloren oder ist in Gefahr, diese zu verlieren? Oder meint „wir“ einfach das so genannte pastorale „Wir“ der Predigten, eine Art rhetorische Figur, die theologischen Profis abzugewöhnen eine der vorrangigen Aufgaben von Religionsjournalist/inn/en im ORF ist? Oder ist mit „wir“ die Vielzahl Einzelner gemeint, die zwar einzeln „selbst denken“, dies aber alleine oder gar einsam tun? Es hängt vom jeweiligen Horizont und der jeweiligen Grundlage ab, wie weit und wohin das alleine „Selbstdenken“ führt.

Wenn das Subjekt „wir“ aber die Gemeinschaft der Gläubigen meint, die – sei es lokal, regional oder global – „selbst denkt“, dann wäre das ein bemerkenswerter Gedanke, wobei offen bleibt, wo denn dieses „Selbstdenken“ der Gemeinschaft stattfindet, wie es organisiert wird und in welcher Form deren Ergebnisse festgehalten werden. Die Qualität von Kirche besteht gerade darin, dass sie ein sozialer und spiritueller Raum für individuelles und gemeinsames „Selbstdenken“ ist.

„Denken wir selbst?“

Das wäre eine zukunftsweisende Anfrage an katholische Gemeinden und ein Anstoß zur Selbstbefragung: „Denken wir selbst?“ Wird die Frage so gestellt, dann steht „wir“ in der Mitte und bekommt die zentrale Bedeutung: „wir“ als Gemeinschaft

der Gläubigen und „wir“ als Einzelne, die alle in gleicher Weise angefragt sind. Diese Frage wäre Anfrage und Herausforderung zugleich.

Wie wichtig es für Glaubende ist, sich der Freude, Mühe und Anstrengung des „Selbstdenkens“ zu unterziehen, hat der italienische Theologe Bruno Forte sinngemäß formuliert: „Wer denkt und nicht glaubt, ist vielleicht besser dran als wer glaubt und nicht denkt.“

Nicht nur die Selbstreflexivität, sondern auch die Fähigkeit, feiern zu können, zeichnet den Menschen aus. „Es gibt kein Tier, das die Kerzen auf seiner Geburtstagstorte ausbläst“, schrieb der evangelische Theologe Harvey Cox 1973. Bei aller Bedeutung und Notwendigkeit des Denkens, des kritischen Denkens, des Nachdenkens, Umdenkens und des „Selbstdenkens“ erzählt die Bibel wenig von Gottes „Gedanken“, sondern mehr von seinem „Wort“, das grundlegend ist von Anfang an und alles verändert, ja, verrückt. So ist vom Menschen zwar alles selbst zu bedenken, es kann aber nicht alles von ihm selbst erdacht werden. Schlussendlich wird das „Selbstdenken“ dorthin führen, was der Ursprung des Wortes „denken“ ist, nämlich zum Begriff „danken“, „selbst danken“, weil im „Sich-verdankt-Wissen“ Menschen aufgeht, dass sie ihr Leben und was dieses ermöglicht nicht sich selbst verdanken. Ob das und mehr zu feiern nicht verrückt ist angesichts der Realität und des nie zu Ende kommenden „Selbstdenkens“? So sehr die Kirche ein Raum des „Selbstdenkens“ ist, jedenfalls sein sollte, so sehr ist sie auch ein Raum des Feierns. Sie feiert angesichts der Geburt, sie feiert angesichts des Todes, sie feiert angesichts von Krankheit und Schuld. Das „Fest der Narren“ (H. Cox) mit der Kirche und in der Kirche zu feiern lädt diese unablässig Sonntag für Sonntag und ganz besonders zu Ostern ein.



Foto: Morgenbesser

Martin Jäggle, geb. 1948 in Wien. Studium der Philosophie, Physik, Mathematik und Katholischen Theologie in Wien und Innsbruck. Während des Studiums freier Journalist und Religionslehrer an Pflichtschulen. Seit 1976 in der religionspädagogischen Aus-, Fort- und Weiterbildung tätig. Von 2003–2013 Prof. für Religionspädagogik und Katechetik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Wien. Von 01/2008 bis 09/2012 auch Dekan. Er ist u. a. Präsident des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Seine Publikationen sind in zwölf Sprachen erschienen.



Adrian Paci, PilgrIMAGE (Videostill), Video 13'48", 2005. Courtesy Galerie Peter Kilchmann, Zürich

PilgrIMAGE

Der albanische Künstler Adrian Paci verknüpft in der Videoarbeit PilgrIMAGE historische Religionskonflikte, Legende, authentische Frömmigkeit und aktuelles Zeitgeschehen berührend miteinander. PilgrIMAGE findet an zwei Orten statt: In der Nähe einer Kapelle im Freien in Albanien und im Inneren der Kirche von Genazzano in der Nähe von Rom, wohin ein Marienbild aus der Kathedrale von Shkodra der Legende nach vor den heranrückenden Türken gerettet und von Engeln getragen wurde. Seit 1467 wird es dort als Gnadenbild der „Madonna vom Guten Rat“ verehrt. Das Video wechselt die beiden Schauplätze diesseits und jenseits des Meeres: Dort bewegen sich Pilger zu einem ausgesuchten Ort hin, hier wird das Innere der italienischen Kirche gefilmt, in dem sich die Madonna auf dem Bild befindet. Während der Zoom der Kamera über das Fresko streicht, wechselt der Realort in das albanische Dorf, wo Pilger – von Paci durch Flugblätter eingeladen – ihre Madonna als Projektion ehrfurchtsvoll und mit südländischer Inbrunst verehren. Der aus Shkodra nach Mailand ausgewanderte Künstler, der sich in seinen Werken immer wieder mit seiner persönlichen Fluchtgeschichte auseinandersetzt, verschränkt in dieser Arbeit die Wirkmacht der Bilder mit der Macht des Glaubens und der Kirche.

Wie viel Macht hat eine schwache Kirche?

Von Caroline List

Was ist heilig an der Katholischen Kirche? Ihre Gründung durch Jesus Christus wohl. Der Heilige Geist, den er ihr eingehaucht hat. Über die Jahrhunderte immer wieder Menschen, die große Taten der Nächstenliebe vollbrachten. Sicher ist Kirche aber keine Vereinigung heiliger Menschen, sondern eher ein riesiger Verwaltungsapparat, der Personal zu rekrutieren hat, Glaubensverkündigung, Sakramentenspendung und Seelsorge organisiert, Güter verwaltet. Eine Gemeinschaft, in der keineswegs nur das Gute und Erhabene, sondern gleichermaßen die Sünde, die Intrige, der Verrat, das Versagen ihren Platz haben. Dies weiß jeder vernunftbegabte Mensch. Die zahllosen Sündenfälle der Kirche sind Gegenstand kirchenkritischer Diskussionen, sie werden in Wissenschaft und Kunst abgehandelt und bei Bedarf und nach Belieben in Politik und Medien verwertet. Nur die stetig kleiner werdende Schar der Gläubigen möchte sich nicht so recht mit diesen unbequemen Wahrheiten auseinandersetzen. Es ist so beruhigend, sich den Herrn Pfarrer als frei von jeder menschlichen Schwäche vorzustellen, auf den man getrost seine Sünden werfen mag, um selbst von ihnen befreit zu sein. Die Institution Kirche fördert dieses Bild von den Angehörigen der geistlichen Berufe. Die Auseinandersetzung mit den menschlichen Schwächen ihrer Repräsentanten meidet sie.

Im Jahr 2010 kam – nach vereinzelten Aufdeckungsversuchen in Deutschland und Österreich, die nach kurz aufloderndem Feuer der Empörung von kollektivem Desinteresse erstickt wurden – eine Lawine ins Rollen, die schließlich so gewaltige Ausmaße annahm, dass sie die gut behütete und verwaltete Mauer des Schweigens um ein – wie sich herausstellte – nicht nur der Kirche zuzuordnendes, sondern gesamtgesellschaftliches Phänomen zum Einsturz brachte: der physische, psychische und sexuelle Missbrauch von Kindern durch Autoritätspersonen, insbesondere in Erziehungsinstitutionen.

Hatte man im Jahr 1995, als die Zeitschrift „Profil“ in zahlreichen Titelstorys den Verdacht des sexuellen Missbrauchs von Kindern durch den damaligen Kardinal Hans Hermann Groer in seiner Zeit als Erziehungsbeauftragter thematisierte, noch an vereinzelte Fälle glauben wollen und nach einem bemerkenswerten Ansteigen von Kirchenaustritten mit der Schaffung der diözesanen Ombudsstellen für die Anliegen der Opfer das Auslangen gefunden, so war der nun heranrollenden Welle von Zeugnissen als Kinder missbrauchter Menschen nicht mehr allein durch Beschwichtigung und Aussetzen zu begegnen. Am Beginn hatte eine Initiative des deutschen Jesuiten Klaus Mertes gestanden, der einen mutigen Schritt setzte, um Klarheit über des Ausmaß von immer wieder geäußerten Missbrauchsverdächtigungen gegen Angehörige des Berliner Canisius-Kollegs zu erhalten. Sein Brief an 600 ehemalige Schüler gelangte in die Medien. Leidensgeschichten vor allem von Schüler/inne/n kirchlich geführter Internate schockierten in den folgenden Wochen die Öffentlichkeit in Deutschland und Österreich.

Kardinal Schönborn fand in einem Bußgottesdienst im Stephansdom bewegende Worte: „(...) *Ungeheure Schuld ist in diesen Wochen offenbar geworden. Es ist Schuld einzelner; es ist Schuld geronnen in Strukturen, Verhaltens- und Denkmustern; es ist Schuld unterlassener Hilfe und nicht gewagten Widerspruchs [...].*“ Der Kardinal entschloss sich darüber hinaus auch in einer – wie ich zu wissen vermeine – zunächst recht einsamen

Entscheidung, zu handeln. Obwohl schon zu diesem Zeitpunkt klar war, dass nicht nur Mitglieder der ihm unterstehenden österreichischen Amtskirche, sondern auch viele Ordensangehörige Ziele von Vorwürfen waren, für die zu sprechen er nicht ohne Weiteres befugt war, ersuchte er die ehemalige steirische Landeshauptfrau Waltraud Klasnic, sich der Opfer anzunehmen. Ohne Richtlinien, ohne Vorgaben. Waltraud Klasnic nahm den Auftrag an. Sie berief eine Kommission aus acht unabhängigen Expert/inn/en – Jurist/inn/en, Psychiater, eine Psychologin, ein Publizist und ein Pädagoge –, die Grundsätze und ein Prozedere für möglichst rasche und unbürokratische Hilfeleistungen für die Opfer erarbeiteten. Opfer von sexuellem Missbrauch und/oder physischer und psychischer Gewalt sollten nach einer möglichst schonenden Abklärung des Sachverhalts finanzielle und therapeutische Hilfe in vier symbolischen Entschädigungskategorien erhalten, die im Sinne der damals geltenden Kriterien der Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte mit Blick auf vergleichbare Fälle, jedoch unter Inkaufnahme der damit verbundenen Unschärfen, gebildet wurden (EUR 5.000.-, EUR 15.000.-, EUR 25.000.- und eine nach oben offene Kategorie von über EUR 25.000.-; die Kosten gewährter psychotherapeutischer Hilfe wird nicht in diese Beträge eingerechnet). Jeder Einzelfall wird in der Kommission diskutiert und entschieden. Ziel ist nicht die Überführung des Verdächtigen, sondern Hilfe für die Opfer, deren Angaben nur auf ihre Plausibilität geprüft werden.

Zwei Monate nach ihrer Konstituierung nahm die Kommission ihre Aufklärungsarbeit auf. Sie arbeitet immer noch. Den bislang etwa 2000 Entscheidungen der Kommission wurde durch die von den Verantwortlichen der Amtskirche und der österreichischen Dachverbände der Männer- und Frauenorden gegründeten Stiftung Opferschutz ohne Abstriche entsprochen. Unvorstellbares tritt zutage: Kinder, die Stunden, tage- und nächtelang Fußböden schrubben, zur Strafe auf Holzschelten knien müssen, bei jeder noch so kleinen Verfehlung mit Fäusten oder Gegenständen geschlagen, kopfüber aus dem Fenster gehängt oder unter Wasser getaucht werden, bis sie zu ertrinken glauben, die wegen ihrer Verletzungen nicht nach Hause gelassen werden, denen ärztliche Hilfe verweigert wird, die in fensterlose Kammern gesperrt und dort teilweise tagelang vergessen werden, denen jahrelang der Kontakt zu im gleichen Heim lebenden Geschwistern verboten wird, die bei Entstehen einer Freundschaft umgehend in anderen Gruppen

untergebracht werden, denen, wenn sie verzweifelt zu flüchten versuchen, die Haare abgeschoren werden, die, weil sie als Folge ihrer Traumatisierung ins Bett machen, auf mannigfaltige Weise öffentlich gedemütigt werden, die von ihren Pfarrern und geistlichen Erziehern sexuell missbraucht, vergewaltigt oder zu diesen Zwecken an andere Personen weitergegeben werden und diese an ihnen begangenen Taten ihren Peinigern auch noch beichten müssen, denen jegliche Berufsausbildung versagt wird und die nach Jahren in Heimen ohne Geld und ohne Beruf auf die Straße gestellt werden und die in ihrem Elend nirgendwo angehört werden. Die Langzeitfolgen sind unbeschreiblich: schwere chronische Erkrankungen, Alkoholismus, Drogensucht, Abrutschen in die Kriminalität oder Prostitution, Selbstmordversuche, lebenslange Depressionen, Panikattacken, Bindungsunfähigkeit, frühzeitige Arbeitsunfähigkeit – mit einem Wort: gestohlene Leben.

Die mutige Entscheidung des Kardinals, die Aufdeckung der von Kirchenangehörigen zugefügten Gewalt ohne Kontrollmöglichkeit aus der Hand zu geben, und die bedingungslose Bereitschaft, für das zugefügte Leid ohne prinzipiell zulässige juristische Einwände die Verantwortung zu übernehmen, haben die gesamte österreichische Gesellschaft in Zugzwang gebracht: Der Tiroler Landeshauptmann Günther Platter erkannte als erster, dass die Kirche nicht allein Schuld für die schrecklichen Zustände trägt, unter denen die Kinder vergangener Jahrzehnte zu leiden hatten. Die überwiegende Zahl kam nämlich keineswegs freiwillig in kirchlich geführte Heime. Die meisten waren von der zu den Ländern ressortierenden Jugendwohlfahrt in die Heime eingewiesen und dort ohne jegliche ordentliche Kontrolle ihrem Schicksal überlassen worden. So wurden zunächst von den verantwortlichen Ländern Kommissionen gebildet, die die Entschädigungspraxis der Opferschutzkommission übernahmen, einige Jahre später folgte der Bund mit Kommissionen für Bundeserziehungsinstitute. Nach jahrelangen Bemühungen Waltraud Klasnic und einiger Mitglieder der Opferschutzkommission fanden sich die damalige Nationalratspräsidentin Doris Bures, der damalige Bundespräsident Heinz Fischer und mit ihnen die politischen Verantwortlichen dieser Republik bereit, eine große Veranstaltung im historischen Sitzungssaal des Parlaments als „Geste der Verantwortung“ gegenüber den Opfern abzuhalten. Der berechtigte Zorn der 300 nach dem Zufallsprinzip als Gäste eingeladenen Opfer, der insbesondere den anwesenden

Politiker/inne/n entgegenschlug, beeindruckte sie so nachhaltig, dass wenig später eine Einigung in der großen Koalition erzielt wurde, nach der jedes von einer der zwischenzeitig zahlreichen Kommissionen anerkannte Opfer von Gewalt in staatlichen oder kirchlichen Heimen zusätzlich zur Alterspension eine so genannte „Heimopferrente“ in der Höhe von monatlich EUR 300.- netto wertgesichert erhält.

Es war Kardinal Schönborns Entscheidung am Palmsonntag des Jahres 2010, die Aufarbeitung von Gewalt und Missbrauch in der Katholischen Kirche ganz aus der Hand und damit der Öffentlichkeit preiszugeben, die eine beispiellose gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik und eine Aufarbeitung ausgelöst, ja, erzwungen hat. Nirgendwo sonst auf der Welt hat eine ganze Nation die Verbrechen an ihren Kindern so schonungslos diskutiert wie Österreich. Das Eingeständnis der Schwächen und Fehlbarkeit gerade der zu besonderer moralischer Festigkeit verpflichteten Männer und Frauen Gottes hat einen Prozess von Schuldzuweisung und Sühne ausgelöst, der – dies muss hier ganz deutlich gemacht werden – für die Opfer zwar zu spät kommt, für die Gesellschaft aber einen großen Schritt in eine bessere Zukunft bedeutet.

Die Macht der Kirche besteht nicht in ihrer Stellung in Staat und Gesellschaft, in der Anzahl an Institutionen, die sie betreibt, in der Zahl ihrer Angestellten und Mitglieder oder in der Pracht ihrer Kirchen und Klöster. Die Macht der Kirche besteht im Tod des Sohnes Gottes am Kreuz und in der Botschaft von seiner Auferstehung. Gott hat seinen Sohn hingegeben, um sein Volk zu retten. Nicht ein Mensch starb, um die Menschheit zu erlösen, sondern der Sohn Gottes und damit Gott selbst. Die tiefste aller denkbaren Niederlagen, der gewaltsame Tod des menschengewordenen Gottes, der in allem uns gleich war außer der Sünde, war die Voraussetzung für die Auferstehung, für den Sieg des Lebens über den Tod. Das Kreuz ist Sinnbild für Tod und Auferstehung, in diesem Leben aber auch für Sünde und Vergebung. Jesus hat uns seine Kirche und seinen Heiligen Geist gelassen, nachdem er zum Vater zurückgekehrt ist. Seine Kirche hat er just jenem Jünger in die Hände gelegt, von dessen Irrtümern und Verrat uns die Evangelien am anschaulichsten erzählen. Für mich liegt auf der Hand, dass auch die der Kirche innewohnende Schwäche Vermächtnis Gottes ist. Im Auftrag Jesu hat sie den Glauben an den dreieinen Gott durch die Generationen zu tragen, kann



sich dabei aber immer nur auf fehlbare Menschen stützen. Bis in die jüngste Vergangenheit hat die Katholische Kirche die größten Anstrengungen darauf verwendet, ihren Gläubigen ein Bild der Unantastbarkeit und Heiligkeit ihrer Hirten zu vermitteln. Dass auch sie aber nur Menschen sind, soll immer noch nicht Gegenstand öffentlicher Debatte sein. Dass die Männer und (die viel zu wenigen) Frauen Gottes auch einsam und überfordert sein können, eine Sexualität und Gefühle haben, vielleicht manchmal an ihrer Berufung zweifeln, der Sünde oder dem Irrtum unterliegen können, soll nicht nur hinter vorgehaltener Hand besprochen werden dürfen. Erst die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben der Öffentlichkeit ein anderes Bild der Kirche gezeigt, unter anderem jenes einer Gemeinschaft von Menschen, die sich zwar in den Dienst Gottes gestellt haben, unter denen sich jedoch eine nicht unbeträchtliche Zahl unter Ausnutzung ihres Amtes an Schutzbefohlenen vergangen hat. Im Unterschied zu weltlichen Institutionen, in denen Ähnliches geschah, weil es dem Zeitgeist entsprach, besonders Kinder und Jugendliche nicht als vollwertige Individuen zu achten, standen in den Einrichtungen der Katholischen Kirche Übergriffe auf die sexuelle Integrität im Vordergrund. Der Grund dafür liegt nahe: Es ist der verschämte Umgang der Kirche mit Körperlichkeit und Sexualität. Lange Zeit glaubte man, diese wesentlichen Anteile am Dasein eines jeden Menschen durch die Gebote zur Enthaltsamkeit, Ehelosigkeit und zum Zölibat leugnen sowie von Priestern und Ordensleuten gezeugte Kinder verstecken und heimlich alimentieren zu können, und jenen, die Opfer wurden, ein weiteres Mal, nun nämlich unter institutionellem Missbrauch gesellschaftlicher Macht, das Gehör und die Genugtuung für das erlittene Unrecht verweigern zu dürfen.

Nie wieder. Grundlage dieser Verheißung ist das bedingungslose Eingeständnis der Schwäche der Kirche. Ein machtvolleres Zeichen im Namen Jesu.



Foto: Furgler

Caroline List, geb. 1964. Studium der Rechtswissenschaften an der KFU Graz. 1993 Ernennung zur RichterIn des Landesgerichtes für Strafsachen Graz. 2003 Ernennung zur RichterIn des Oberlandesgerichtes Graz. Seit 2017 Präsidentin des Landesgerichtes für Strafsachen Graz. Seit 2010 Mitglied der Unabhängigen Opferschutzkommission für minderjährige Opfer von Gewalt und sexuellem Missbrauch durch Angehörige der Katholischen Kirche. 2011–2013 Mitglied der Opferschutzkommission des Landes Steiermark für die Entschädigung von minderjährigen Opfern von Gewalt und sexuellem Missbrauch in Erziehungsinstitutionen des Landes Steiermark.



Foto: Seidl

GEBURTSJAHR 1968

Kaum zu glauben, für Alois Kölbl steht ein runder Geburtstag an. Seit vielen Jahren kennen und schätzen wir uns. Schon als Diakon in der Dompfarre hat er vor etwa zwanzig Jahren im Rahmen eines Einkehrtages meinen Schüler/inn/e/n die Symbolik der von Othmar Krenn gestalteten Kirche St. Lukas überzeugend nahegebracht. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt begegnen wir uns regelmäßig in unserer gemeinsamen Sorge um und Begleitung bzw. Leitung der Katholischen Hochschulgemeinde.

Die Häuser meines Lebens lautet der Titel einer autobiografischen Bilanz eines österreichischen Bundesministers. Dieses Bild lässt sich trefflich „als Zwischenbilanz“ auf Alois anwenden: Die Katholische Hochschulgemeinde, das von ihm wesentlich mitbegründete Quartier Leech, neuerdings die „Moderation“ der Pfarren St. Andrä und Karlau, die QL-Galerie in der Leechgasse und die Kunst insgesamt, mehr als dreißig fachkundig von ihm organisierte und brillant geführte Reisen – bevorzugt nach Ost- und Südeuropa –, die Katholische Aktion, die Begleitung der Grazer Stipendiat/inn/en der Stiftung Pro Scientia, die Bischof-Johann-Weber-Stiftung und noch einiges mehr, vor allem aber der gute Kontakt zu seiner Grazer Familie waren

und sind auch heute Häuser seines Lebens. „Wir wollen ein Ort der Zukunft sein, und wir sind immer eine geistige Baustelle“, so Alois Kölbl anlässlich der Eröffnung des *Quartier Leech* im Jahr 2013. „Orte der Zukunft“ zu bereiten, in einem vielleicht etwas reduzierten Tempo und Ausmaß, das wünsche ich Alois Kölbl – freundschaftlich verbunden – zu seinem runden Geburtstag.

Josef Wilhelm (Graz, am Josefi-Tag 2018)

GOTTES SEIN ALS EREIGNIS SICH SCHENKENDER LIEBE

Buchpräsentation

Der Bonner Philosoph und Theologe Michael Schulz, international anerkannter Experte im Bereich der Trinitätstheologie, sowie der Theologe und Buchautor Eduard Prenga sprachen am 6. März 2018 auf Einladung der Katholischen Hochschulgemeinde Graz und des Bischöflichen Pastoralamts über die Frage, wie Gott gedacht werden kann. Anlass für den Gesprächsabend bot das erst kürzlich erschienene Buch Prengas *Gottes Sein als Ereignis sich schenkender Liebe. Von der trinitarischen*

Ontologie Piero Codas zur trinitarischen Phänomenologie der Intersubjektivität und Interpersonalität – ein innovativer Beitrag zur christlichen Gotteslehre. Mit ihr unternimmt der Autor den Versuch, die Dreieinigkeit Gottes zu denken und ins Menschliche zu „über-setzen“.

Die Diskussion dieser Studie bot interessante Einsichten zum Verhältnis zwischen religiöser Erfahrung und theologischem Denken, Theologie und Philosophie sowie sozialen, anthropologischen und interreligiösen Aspekten der Trinitätslehre. So betonte Schulz, dass am Anfang des theologischen Denkens existentielle Erfahrungen stehen. Er erläuterte am Beispiel der Zusammenarbeit zwischen Chiara Lubich und Piero Coda das Zusammenspiel von geistlicher Erfahrung und dem Versuch, diese Erfahrung offenbarungstheologisch zu durchleuchten. Prenga legte dar, dass



Foto: KHG

es in Fragen der Trinitätstheologie nicht einfach um akademische Gelehrsamkeit, sondern um die *Mitte des Christentums* gehe – bildet das Bekenntnis zum dreieinen Gott doch das Herzstück des christlichen Glaubens und prägt das spirituelle Leben der Christ/inn/en entscheidend mit. Zugleich hat sich gezeigt, dass die Rede von der Dreifaltigkeit Gottes, sofern ihr geheimnishafter Charakter ernst genommen wird, stets an die Grenzen des Denk- und Sagbaren führt. Insgesamt wurde deutlich: Wer von Gott redet, spricht immer auch eine Einladung zum Dialog über das Menschsein aus.

Christine Rajič

REGIONALES TAIZÉ- JUGENDTREFFEN: GAST- FAMILIEN GESUCHT!

25.–28. OKT, Graz

„Sharing Future“ lautet das Motto, unter dem sich die Brüder der Ökumenischen Gemeinschaft von Taizé und unzählige Jugendliche aus vielen Ländern für vier Tage in Graz treffen werden. Während des Treffens sind die Jugendlichen in *Gastfamilien* untergebracht. 2 m² freie Bodenfläche reichen für eine/n Teilnehmende/n – Ihre Gastfreundlichkeit ist viel wichtiger als ein komfortables Gästezimmer. Jungen Menschen eine Unterkunft zu bieten, kann sowohl für Sie als Gastgebernde als auch für die jugendlichen Gäste zu einem außergewöhnlichen Erlebnis werden.

Sollten Sie Interesse haben, Jugendlichen Ihre Gastfreundschaft zu gewähren, wenden Sie sich bitte an: taizegraz@gmail.com. Informationen finden Sie unter: www.khg-graz.at

SEMESTERSTART: EIN WOCHENENDE IN VEITSCH

Am 2.3.2018 machten sich 14 junge Menschen aus 8 Nationen (Afghanistan, Belgien, China, Deutschland, Italien, Österreich, Spanien und Syrien) mit drei Begleiter/inne/n auf den Weg in die Gemeinde Veitsch. Untergebracht waren wir im Pfarrhof, wo wir sehr gastfreundlich aufgenommen worden waren. Nach einem Kennenlern-Spiel machten wir uns auf, um den kleinen Ort zu erkunden. Nach einem gemütlichen Spaziergang wendeten wir uns der Zubereitung des Essens zu. Nachdem der Hunger gestillt war, wurde bis in die späten Nachtstunden UNO bzw. Werwolf gespielt. Am nächsten Tag hieß es frühmorgens aufstehen, um rechtzeitig auf die Piste zu kommen. Von den Bedingungen und dem Wetter her kann man gut und gerne von einem „Traumtag“ sprechen. Viele von uns nutzten die Chance, um ein wenig Ski zu

fahren. Andere machten sich bei perfekten Bedingungen auf, um eine Skitour zu machen. Nach einem ereignisreichen Tag ging es dann wieder zurück in die Unterkunft. Wir nutzten die Freizeit, um uns und vor allem die verschiedenen Länder und Kulturen besser kennenzulernen, aber auch um verschiedene Themen zu diskutieren. Besonders das Diskutieren auf Augenhöhe bei durchaus unterschiedlichen Meinungen war möglich – dies wünschte ich mir auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Darüber hinaus war es sehr spannend, verschiedene Ansichten zu hören. Ein heiß diskutiertes Thema war zum Beispiel die geplante Abspaltung Kataloniens von Spanien. Am letzten Tag schnallten wir uns nochmals die Ski an und verbrachten den wunderschönen Tag auf der Piste. Am Nachmittag stand dann noch das Aufräumen der Unterkunft an. Danach ging es zurück nach Graz.

Es war ein sehr lustiges und spannendes Wochenende, das niemand von uns missen will! Durch die vielen gemeinsamen Erlebnisse und Aktivitäten sind wir in diesen Tagen zu einer guten Gemeinschaft zusammengewachsen. Dieses Wochenende hat wieder einmal gezeigt, dass die Herkunft der Menschen kein Hindernis ist, um Brücken zu bauen!

Leopold Pachter

ASCHERMITwochstrans- FORMationEN und TOT´N´TANZ

Am Aschermittwoch fanden in der Pfarrkirche Graz-St. Andrä die *Aschermittwochstransformationen* statt. Der Künstler Igor Friedrich Petković transformierte in einer multimedialen Performance aus Filmsequenzen, Musik, Tanz und gesprochenem Wort, in deren Zentrum eine Fastentuch-Installation in bewegten Bildern vor dem monumentalen Hochaltar stand, den gesamten Sakralraum. Die Kunst verband sich mit der sakralen Zeichenhandlung des Aschekreuzes

zu einer Liturgie, so dass in der gottesdienstlichen Feier ein lebendiger Dialog von Kunst und Kirche entstand.



Foto: Brandstätter

In der QL-Galerie verknüpft der Künstler filmische Sequenzen anscheinend gestrandeter Beton-Kreuze am Ufer der Donau bei Novi Sad mit seiner neuen Werkgruppe von Collagen, die das traditionelle Thema des Totentanzes in zeitgenössischer Formensprache weiterschreiben, zu einer künstlerischen Auseinandersetzung mit medialer Bilderflut, Tod, Erinnerungskultur und der Veränderung irdischer Vergänglichkeit.

Michael Leitgeb

ARCHITEKTURBIENNALE

28.–30. SEP, Venedig

Heuer findet in Venedig unter dem Motto FREESPACE die von Yvonne Farrell und Shelley McNamara kuratierte 16. Architekturbiennale statt. Erstmals nimmt in diesem Jahr auch der Vatikan teil, der



Foto: Kölbl

zehn Architekturbüros eingeladen hat, Wandkapellen zu planen, die auf der Laguneninsel San Giorgio gezeigt werden und danach zur weiteren Verwendung zur Verfügung stehen sollen.

Dank der großzügigen Unterstützung durch das *Forum Glaube Wissenschaft Kunst* können wir für Studierende wieder einen besonders günstigen Preis anbieten.

Kosten (Fahrt, Eintritte, Führungen und Unterbringung): für Studierende im Mehrbettzimmer 150€, im Doppelzimmer 220 €, im Einzelzimmer 290 €

Reiseleitung: HS Alois Kölbl & Architekt Alfred Bramberger

Anmeldung: khg@khg-graz.at

SANFTE MOBILITÄT: EIN NEUES LASTENRAD FÜR DAS QUARTIER LEECH

Voller Stolz präsentieren die KHG und das AAI ihr neues Lastenrad: Es bietet Student/inn/en sowie Mitarbeiter/inne/n die Möglichkeit, auch größere Gegenstände einfach und umweltfreundlich innerhalb der Stadt Graz zu transportieren. Ausgestattet mit einem Elektromotor, der das Lastenrad bis zu einer Geschwindigkeit von 25 km/h unterstützt, und einem Fassungsvermögen für eine maximale Last von 100 kg, kann das Lastenrad in der Innenstadt durchaus einen Kleinwagen ersetzen. Durch die drei Räder steht das Lastenrad sehr

stabil und ist auf geraden Strecken sehr angenehm und lustig zu fahren. Außerdem lässt der Spaß, den man während der



Foto: Ehrenhuber

Fahrt hat, den Stresslevel sinken, so dass man entspannt am Zielort eintrifft. Doch auch Vorsicht ist geboten, ist man auf dem Radweg doch so etwas wie der LKW unter den Fahrrädern, was zusätzliche Aufmerksamkeit und Vorsicht fordert.

KHG und AAI wollen mit der Anschaffung des Lastenrads einen Beitrag zur Schöpfungsverantwortung leisten und sowohl den Heimbewohner/inne/n als auch den Mitarbeiter/inne/n des Quartier Leech eine Alternative zu herkömmlichen Transportmöglichkeiten bieten.

Wir bedanken uns herzlich bei der *KHG Community* für die finanzielle Unterstützung und hoffen auf weitere Subventionen durch den Bund, das Land Steiermark und die Stadt Graz.

Matthias Ehrenhuber

KHG-GOTTESDIENSTE

MO–FR 12:00, *Break4Prayer*, Hauskapelle, Leechgasse 24/II

SO 11:00, *Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard*, Leonhardplatz

SO 18:15, *Messe in der Stadtpfarrkirche*, Herrengasse 23, anschließend Agape

DI 7:15, *Messe in der Hauskapelle der KHG*, Leechgasse 24/II, anschließend gemeinsames Frühstück

MI 18:00, *Studierendengottesdienst in der Leechkirche*; jeden letzten Mittwoch im Monat: *Gottesdienst der Nationen*

FR 7:15, *Messe in der Kapelle des John-Ogilvie-Hauses*, Zinzendorfsgasse 3

FR 20:00–21:00, *Nachtgebet in der Leechkirche*

Achtung: In der vorlesungsfreien Zeit entfallen die KHG-Gottesdienste (Ausnahmen sind im Kalendarium einsehbar)

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.

Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Mag.^a Christine Rajič

Redaktion:

Jennifer Brunner, MA MA BA

Mag. Martin Gsellmann

Agnes Hobiger

Mag. Harald Koberg

Mag.^a Martina Linzer

Dr. Florian Mittl

Mag.^a Helga Rachi

Günter Schuchlantz

Mag.^a Diemut Stangl

Mag. Anton Tauschmann

Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz

Tel. 0316/32 26 28

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rajic@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rajic@khg-graz.at

Cover: Guillaume Bruère, 16.02.2018, Ölkreide, Buntstift und Aquarell auf Papier, 70x50cm
Courtesy des Künstlers

KHG-ANKÜNDIGUNGEN



MAGIS-GRUPPE

Glauben konkret leben durch verschiedene Experimente, 14-tägig, jeweils MO, 19:30

Ab MO 09. APR, 19:30

Ort: Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34

Info & Anmeldung: both@khg-graz.at, holzknecht@khg-graz.at

Neuzugänge sind jederzeit möglich.



MEINE BERUFUNG LEBEN

Ignatianische Kurz-Exerzitien für junge Menschen

FR 20. – SO 22. APR

Ort: Stift Admont

Begleitung: Vanda Both sa, P. Albert Holzknicht SJ

Info & Anmeldung: both@khg-graz.at, holzknecht@khg-graz.at



KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

DI 01. MAI

11:30 Festmesse mit Diözesanbischof *Dr. Wilhelm Krautwaschl*

anschließend buntes Programm mit Speis, Trank und Musik

16:00 Fahrt zur Eröffnung der diözesanen Jubiläumsausstellung „Umbruch Geist & Erneuerung“

in der Abtei Seckau (*mit: HS Alois Kölbl*)

Abfahrt: 16:00 beim Quartier Leech, Leechgasse 24; *Rückkunft:* ca. 21:30

Kosten (für Busfahrt und Ausstellung): 25€ / Person, Studierende 5€

Anmeldung: khg@khg-graz.at



„DA KUMMT DIE SUNN“ – EIN SCHÖPFERISCHER TAG IM PARADISE L.

DI 15. MAI, 7:15 – 21:00

Programm: AnsprechBar, Gottesdienst, Möbel-Upcycling-Workshop, Kleidertauschbörse, Musik-Workshop, Lehmofenbau, Nähworkshop, Abendvortrag uvm.

Orte: Vorgarten der Zinzendorfgasse 3, Café paul@paradise, Leechkirche



LANGE NACHT DER KIRCHEN RUND UM DIE LEECHKIRCHE

FR 25. MAI, 18:00 – 23:00

19:40 – 19:50 Rede! Vorboten des DRAMATIKER*INNENFESTIVALS GRAZ

18:00, 19:00 und 20:00 Die Archäologie des Leechhügels

18:30, 19:30 und 20:30 Führungen durch die Allmende Leech – von Honig, Manna & anderen biblischen Speisen

18:00 – 23:00 Late Night Shopping. Carla & Paul im Paradies

18:00 – 23:00 *Igor Friedrich Petković*. TOT'n'TANZ

Orte: Leechkirche, Vorgarten der Zinzendorfgasse 3

Infos & Anmeldung: www.langenachtderkirchen.at



„ICH HEBE MEINE AUGEN AUF ZU DEN BERGEN“

Wanderexerzitien für junge Erwachsene auf dem Salzburger Almenweg

SO 15. JUL – SO 22. JUL

Infos & Anmeldung (bis 15. JUN): holzknecht@khg-graz.at, dorothea.gnau@graz-seckau.at



ROMWALLFAHRT

SA 18. – SA 25. AUG

Reiseleitung: HS Alois Kölbl

Kosten (für Fahrt im Komfortbus, Unterbringung in Hotels mit Halbpension):

für Studierende im Mehrbettzimmer: 300 Euro

im Doppelzimmer für Nicht-Studierende: 830 Euro / Einzelzimmer: 980 Euro

Anmeldung: khg@khg-graz.at

APR 2018

www.khg-graz.at

ab **DO 12** **GUILLAUME BRUÈRE „EN DEHORS DE MOI CETTE CHOSE N'EST PAS FAITE“**
Im Rahmen der Ausstellung *Last & Inspiration*
QL-Galerie (zu sehen bis SO 26. AUG), Leechgasse 24

DI 17 12:00 – 15:00 **MÖBEL-REUSE-WORKSHOP IM PARADISE L.**
Weitere Termine: DI 15. MAI, 9:00 – 12:00 / DI 12. JUN, 13:00 – 16:00
Möbel-Upcycling mit langzeitarbeitslosen Menschen
Vorgarten der Zinzendorfsgasse 3

DI 24 19:00 **TAIZÉ-GESETZ**
Weitere Termine: DI 29. MAI, DI 26. JUN, jeweils 19:00
Stiegenkirche, Sporgasse 21

MAI 2018

www.khg-graz.at

DI 1 11:30 **KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH**
Festmesse mit *Diözesanbischof Dr. Wilhelm Krautwaschl*
Infos: KHG-ANKÜNDIGUNGEN (S. 37)

DO 3 17:00 **NACH DER REVOLUTION: DIE ARABISCH-CHRISTLICHE WELT IM UMBRUCH**
Vortrag & Diskussion mit *Prof. Dr. Samir Khalil Samir SJ*, Päpstliches Orientalisches Institut, Rom
Zentrum für Weiterbildung der Universität Graz, Hörsaal 07.02, Harrachgasse 21

DO 10 – **SO 13** **KHJÖ-STERNWALLFAHRT NACH MONDSEE**
Angeboten werden 1-Tages- bis 3-Tages-Touren
Anmeldung: holzknecht@khg-graz.at, hochschuleelsorger@khg-graz.at

DI 15 7:15 – 21:00 **„DA KUMMT DIE SUNN“ – EIN SCHÖPFERISCHER TAG IM PARADISE L.**
Rund um den Vorgarten der Zinzendorfsgasse 3 wird wieder ein vielfältiges Programm geboten
Infos: KHG-ANKÜNDIGUNGEN (S. 37), www.khg-graz.at

FR 25 18:00 – 23:00 **LANGE NACHT DER KIRCHEN RUND UM DIE LEECHKIRCHE**
Leechkirche, Allmende, Vorgarten der Zinzendorfsgasse 3
Infos: KHG-ANKÜNDIGUNGEN (S. 37)

JUN 2018

www.khg-graz.at

SO 10 7:30 **GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT GRAZ-KARLAU**
Anmeldung: both@khg-graz.at
Justizanstalt Graz-Karlau, Herrgottwiesgasse 50

MO 18 – **SO 24** **JUBILÄUM: 800 JAHRE GRAZ-SECKAU**
Festgottesdienst: SO 24. JUN 10:00 am Platz der Versöhnung, Stadtpark Graz
Infos: www.800-jahre-graz-seckau.at, www.khg-graz.at

DO 28 19:00 **PHILOSOPHISCHES CAFÉ: ZUKUNFT**
Mit *Dr.ⁱⁿ Cornelia Bruell*, Akademische philosophische Praktikerin, Geschäftsführerin PHILOSOPH
Café paul@paradise, Zinzendorfsgasse 1

SOMMER 2018

www.khg-graz.at

SO 1 JUL 18:15 **SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES**
Stadtpfarrkirche, Herrengasse

MO 30 JUL – **SO 5** AUG **SALZBURGER HOCHSCHULWOCHE 2018**
Angst? – so die zentrale Frage der diesjährigen Salzburger Hochschulwoche
Infos: www.salzburger-hochschulwochen.at
Die KHG vergibt wieder Teilnahmestipendien. Interessierte können sich ab sofort unter *rajic@khg-graz.at* oder im Bildungsbüro melden.

MO 27 AUG – **SO 2** SEP **FAHRT NACH TAIZÉ**
Infos & Anmeldung: both@khg-graz.at, hochschuleelsorger@khg-graz.at

Glauben wir an unsere Zukunft?

Es ist eine Entscheidungsfrage, die zur aktuellen Denken+Glauben-Ausgabe hinführt. Entscheidungsfragen verleiten freilich zu schnellen Antworten. Demgegenüber zeigen die Beiträge dieses Heftes, dass es sich lohnen kann, vor dem Aussprechen einer Antwort – im Sinne einer Hermeneutik des Verdachts – der gestellten Frage nachzugehen, sie auf ihre möglichen intendierten oder auch nicht intendierten Implikationen zu befragen. Auf diese Weise kommt man Denkansätzen auf die Spur, die andernfalls vielleicht aufgrund einer anscheinend deutlichen Richtungsvorgabe gar nicht ins Blickfeld gerückt wären. Auch das Formulieren von Gegenfragen kann sich in ähnlicher Weise als weiterführend erweisen: Wer glaubt an seine Zukunft? Muss man an Zukunft glauben, um Zukunft zu haben? Glaubte die Kirche an den Menschen? Beide Optionen können schließlich zu einem Spiel der Assoziationen führen, das umso reichhaltiger wird, je mehr Menschen sich daran beteiligen.

Christine Rajič, Chefredakteurin